

Redaktion und Administration: Krakau, Dunajewskigasse Nr. 5.
Telefon: Tag: 2314, Nacht: 2587.
Telegramm-Adresse: KRAKAUER ZEITUNG.
Postsparkassenkonto Nr. 144.538.
Zuschriften sind nur an die Adresse „Krakauer Zeitung" Feldpost 186 zu richten.
Manuskripte werden nicht rückgesandt.

KRAKAUER ZEITUNG

Bezugspreis:
Einzelnummer . . . . 10 h
Monatsabonnement für Krakau mit Zustellung ins Haus K 2·40, Postversandt nach auswärts K 3.
Alleinige Inseratenannahme für Oesterreich-Ungarn (mit Ausnahme von Galizien und den okkupierten Provinzen) und das Ausland bei M. Dukes Nachf. A.-G. Wien I., Wollzeile 16.

ZUGLEICH AMTLICHES ORGAN DES K. U. K. FESTUNGS-KOMMANDOS, FELDPOST 186.

II. Jahrgang. Sonntag, den 23. April 1916. Nr. 114.

Die nächste Nummer der „Krakauer Zeitung" erscheint Montag 5 Uhr nachmittags.

Oesterr.-ung. Generalstabsbericht.

Amtlich wird verlautbart: 22. April 1916. Wien, 22. April 1916

Russischer Kriegsschauplatz:

Versuche russischer Abteilungen, sich nordwestlich von Dubno nahe vor unseren Linien festzusetzen, wurden durch Feuer vereitelt. Sonst nur die gewohnten Artilleriekämpfe.

Italienischer Kriegsschauplatz:

Am Südflügel unserer küstenländischen Front wurden mehrere nächtliche Angriffsversuche der Italiener auf unsere Stellungen östlich Monfalkone abgewiesen.

Im Plökenabschnitt kam es nur zu lebhafterer Feuertätigkeit.

Im Col di Lana-Gebiet brach ein feindlicher Angriff auf den Sattel zwischen dem Settsass und dem Monte Sief in unserem Feuer zusammen.

Südöstlicher Kriegsschauplatz:

Keine besonderen Ereignisse.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes: **v. Höfer**, FML.

Türkischer Generalstabsbericht.

Die „Agence Milli" meldet aus dem Hauptquartier: Konstantinopel, 21. April. (KB.)

Irakfront: Die am 17. April am rechten Tigrisufer, nicht, wie irrtümlich gemeldet, am linken Ufer bei Beitissa gelieferte Schlacht endete mit einer Niederlage des Feindes, der mehr als 4000 Tote und Verwundete hatte und 14 Maschinengewehre, einen Major, zwei Offiziere und einige Mann als Gefangene zurückliess. Am 18. April herrschte Ruhe. Am 19. April griff der Feind in der Stärke einer Division verzweifelt die vorgeschobenen Stellungen von Beitissa an, musste aber unter Zurücklassung einer Anzahl Toter in Unordnung zurückweichen. Am 20. April herrschte Ruhe.

Die Lage bei Kutelamara ist unverändert.

Kaukasusfront: Ein gegen den rechten Flügel des Tschorochabschnittes gerichteter feindlicher Angriff wurde aufgehalten. Wir nahmen einen Offizier und 60 Soldaten gefangen. Am 20. April warf eines unserer Flugzeuge wirkungsvoll Bomben auf die feindlichen Lager von Alkantara am Suezkanal und kehrte wohlbehalten zurück. Unsere Meharistenabteilungen überraschten am Suezkanal eine starke feindliche Reiterpatrouille, töteten sieben Mann und verfolgten den Rest.

General der Kavallerie Karl Freiherr v. Pflanzer-Baltin

„Die Armeegruppe Pflanzer-Baltin" — das klingt uns für alle Zeiten wie ein Weckruf moderner Heldenschaft, wie ein Bekenntnis zum Schutz und Trutz der Monarchie. Dort in den vereisten Karpathen, wo die russische Menschenwoge am Wall der Verteidiger sich brach, nicht zuletzt am Uszoker-Pass, hat General Pflanzer-Baltin als Schöpfer und Leiter der von ihm improvisierten Armee seinen Namen in die Geschichte eingezeichnet. Später auch, in den leidenschaftlichen, immer neuen Kämpfen der Ostwacht an der bessarabischen Grenze, bis zur siegreichen Defensive in der sogenannten bessarabischen Weihnachts- und Neujahrsschlacht 1915/16, operierte er mit einem Heer von unerschütterlichen Helden. Und dem stürmischen Reiterangriff wie der zähen Schützengrabenverteidigung leuchtete die Initiative, die Kraft und das eiserne Pflichtgefühl dieses Führers voran, der sein *otium cum dignitate* zu Kriegsbeginn verlassen hatte, um seinem Vaterland das Vollgewicht einer in sich gefestigten Persönlichkeit zur Verfügung zu stellen.

Karl von Pflanzer kam als Sohn des Generalauditors Wilhelm von Pflanzer 1855 in Fünfkirchen zur Welt. (Freiherrnstand und der Name Baltin wurden im Jahre 1897 von seinem Oheim, dem pensionierten Hauptmann Josef Freiherr von Baltin, auf ihn übertragen.) Nach dem Eisenstädter Kadetteninstitut bezog er die Militärakademie in Wiener-Neustadt, aus der er 1875 als Leutnant beim 1. Dragoner-Regiment ausgemustert wurde. Schon der junge Reiteroffizier, dann der wissenseifrige Frequentant der Kriegsschule legte jene Mischung von Temperament und Willensbeherrschung an den Tag, die später dem Feldherrn seine Ueberlegenheit gewähren sollte, die auch in seinen markanten Zügen sich fesselnd ausspricht: Eine Stirn voll geistiger Durchbildung, Augen, in denen ein bewusster Wille leuchtet, die Muskeln hart und sehnig und doch in den ganzen ernsten Antlitz ein gewinnender Zug von Unbefangenheit und Frische. 1880—1889 stand Karl von Pflanzer als Oberleutnant und Generalstabshauptmann in den verschiedensten Verwendungen, so in Lemberg, in Przemyśl und Temesvar, dann beim 18. Infanterietruppen-Divisionskommando in Mostar, hierauf im Landesbeschreibungsbureau. Nachdem er drei Jahre beim 2. Ulanen-Regiment Truppendienst gemacht und die Stabsoffiziersprüfung erfolgreich bestanden hatte, lehrte er an der Kriegsschule operativen Generalstabsdienst — auch hier die knappe, eindringliche Art seiner Persönlichkeit wirksam durchsetzend und diesem Fach geradezu neue Bahnen weisend. Kommandant der 32., dann der 31. Infanterie-Brigade, und Ende März 1907 kommt Generalmajor von Pflanzer-Baltin als Divisionär nach Brünn, wo er sowohl in der Garnison als auch in der Zivilbevölkerung bald die lebhafteste Schätzung errang. Nur ungern sah man ihn in der Hauptstadt Mährens scheiden, als er 1911 im Range eines Feldmarschalleutnants als Generalinspektor der Korpsoffiziersschulen nach Wien versetzt wurde. Diesen Posten hatte Pflanzer-Baltin bis zum Frühsommer 1914 inne; anfangs Juni wurde er auf eigenes Ansuchen enthoben. Bald darauf aber läuten die Sturmglocken des Weltkrieges eine neue Zeit ein — und jedes Talent und jeder Wille gehören jetzt auf das ihnen ureigene Gebiet der Tätigkeit. Freiherr von Pflanzer-Baltin zögert keinen Augenblick; vergessen ist das Leiden, das ihn quälte und — sonderbar genug — unter der Einwirkung wild bewegter und an Aufregungen überreicher Tage schwand. Zum wirklichen General der Kavallerie befördert, übernimmt er am 1. Oktober 1914 das Kommando der Streitkräfte in Siebenbürgen. Bald wird seinem Antrag, die ihm unterstellten Kräfte gegen Russland zu verwenden, stattgegeben — und aus dem Nichts zaubert er bis Mitte Oktober eine Armee hervor, die, bei Marmarossziget zum Aufmarsch gebracht, sofort mit der Offensive und dem Zurückwerfen der Russen beginnt. Das Korps Hoffmann und die Polenlegion sind General der Kavallerie Pflanzer-Baltin unterstellt, und er weiss diesen von ihm gelenkten Körper mit seinem eigenen ungestümen Angriffswillen so prachtvoll zu beseelen, dass seine Gruppe bis Ende Dezember sich stets in den Karpathen vorlegen und in der Bukowina halten kann. Zu Weihnachten erobert Pflanzer-Baltin den Uszoker-Pass, der ihm zugewiesen worden war, so dass er Ende Dezember den Raum von Uszok inklusive bis Luczina-Suczawa beherrscht. Damit erreicht die erste grosse Phase seines Kriegswirkens ihr Ende.

Anfangs Jänner wurde Uszok-Pass und das Korps Hoffmann abgetrennt; in engerem Raume stehen jetzt neue Truppen: die 6. Infanterietruppendivision, das 13. Korps, die Ende Jänner eintrafen und mit deren Unterstützung die Offensive über die Karpathen im Staffel der deutschen Südarmee durchgeführt werden sollte. Eine Zeit voll romantischer, erbitterter Kämpfe folgte, durch tief verschneites, wegloses Gebirge, bei durchschnittlich 25 Grad Kälte — und dennoch drang die 6. Infanterietruppendivision und das von Pflanzer-Baltin gebildete Korps Ost mit unaufhaltsamen Elan vorwärts, so dass Mitte Feber die etwa 100 Kilometer breite Gebirgszone trotz des feindlichen Widerstandes überwunden war. Am 16. Feber wurde im hartigen Gefechte Kolomea genommen, zwei Tage später Czerno-

Deutscher Generalstabsbericht.

Das Wolffsche Bureau meldet: Grosses Hauptquartier, 21. April. Berlin, 21. April.

Westlicher Kriegsschauplatz:

Im Maasgebiete kam es im Zusammenhange mit grosser Kraftentfaltung beider Artillerien zu heftigen Infanteriekämpfen. Westlich des Flusses griffen die Franzosen mit erheblichen Kräften gegen „Toter Mann" und östlich davon an. Der Angriff ist im allgemeinen blutig abgewiesen. Um ein kleines Grabenstück in der Gegend des Waldes Les Caurettes, in das die Franzosen eingedrungen waren, wird noch gekämpft.

Rechts der Maas blieben Bemühungen des Feindes, den Steinbruch südlich des Gehöftes Haudromont wiederzunehmen, völlig ergebnislos. Südlich der Feste Douaumont sind Nahkämpfe, die sich im Laufe der Nacht an einigen französischen Gräben entwickelten, noch nicht zum Stillstand gekommen. Unser zusammengefasstes starkes Artilleriefeuer brachte eine Wiederholung des feindlichen Infanterieangriffes gegen die deutschen Linien im Caillette-Walde bereits im Entstehen zum Scheitern.

Im Abschnitte von Vaux, in der Woevre-Ebene und auf den Höhen südöstlich von Verdun wie bisher sehr lebhafte beiderseitige Artillerietätigkeit.

Ein feindliches Flugzeug stürzte brennend in den Fumin-Wald, südwestlich von Vaux, ab.

Oestlicher Kriegsschauplatz:

Bei Garbunowka nordwestlich von Dünaburg erlitten die Russen bei einem abermaligen vergeblichen Angriff etwa eines Regimentes beträchtliche Verluste.

Bei der Armee des Generals Grafen von Bothmer belegte ein deutsches Flugzeuggeschwader die Bahnanlagen von Tarnopol mit Bomben.

Balkan-Kriegsschauplatz:

Unsere Flieger griffen mit französischen Truppen belegte Orte im Vardartale und westlich davon an.

Oberste Heeresleitung.

---

witz befreit. Kurz darauf erhielt der siegreiche Feldherr, auf den mit wachsendem Stolz und Vertrauen nicht nur Oesterreich-Ungarn, sondern auch das verbündete Deutsche Reich zu blicken begann, vom Armeeoberkommando den Befehl, mit aller Kraft auf Dolina vorzustossen, um der deutschen Südarmee Erleichterung zu bringen. Wieder leidenschaftliche, heisse Kämpfe, innerhalb deren wechselvollem Verlaufe die ganze Armee auf die Linie Jasien—Solotwina—Ottynia zurückgenommen wurde, um die gemeinsame Linie mit dem 13. Korps nicht zu zerreissen. Hiemit begannen die Operationen defensiven Charakters, da der Armee Pflanzer-Baltin nunmehr die Aufgabe zufiel, am Flügel aller Armeen, im Raume nördlich der Karpathen sich zu behaupten. Nie wird die Geschichte Oesterreich-Ungarns der eisernen Wehr vergessen, die unter Pflanzer-Baltins genialer Leitung hier im Osten, an einer auch politisch sehr bedeutsamen und empfindlichen Stelle, die Lebensinteressen der Monarchie schützte. Auf die geistvollste Weise, in vollkommener Hingabe an das grosse Ziel verstand es Freiherr von Pflanzer-Baltin, dem der Krieg einen Sohn hingestreckt hatte und an dessen Nerven die immer erneuten Stürme der russischen Ueberzahl mächtige Anforderungen stellten, seine Positionen von Tag zu Tag fester auszubauen — unermüdlich unterwegs, jegliche Gefahr verachtend, um stets selbst nach dem Rechten zu sehen und persönlich seine Anordnungen zu treffen. Unter Ausnützung des Dnjester und in Anlehnung an das neutrale Rumänien wurde so die Gefahr der offenen rechten Flanke umgangen und eine verteidigungsstarke Front hergestellt, die den Rahmen für die Lösung aller weiteren strategischen Probleme bot. Es wurden ihm vom Geschick keine leichten Aufgaben gestellt; denn die Russen sammelten (in der Erwartung, dass hier der entscheidende Stoss im Frühjahr erfolgen werde, der sie dann tatsächlich bei Gorlice, am anderen Flügel, überraschte) grosse Heeresmassen gegenüber Pflanzer-Baltin und setzten alsbald das Aeusserste daran, um jede Niederlage im Westen durch einen Sieg in Ostgalizien und der Bukowina wettzumachen. Trotz riesiger Opfer zerbrach dieser Ehrgeiz an Pflanzer-Baltins ehernem Wall und an seiner fast unheimlich zu nennenden Geschicklichkeit, immer neue Reserven zu bilden und blitzschnell an die bedrohten Stellen der Front zu werfen.

Ende April 1915 galt es, mit Rücksicht auf den beabsichtigten Angriff bei Gorlice möglichst starke Kräfte des Feindes zu binden. Pflanzer-Baltin vereinigte alle verfügbaren Truppen zu einem Vorstoss im Lomnicatal. Diese Unternehmung gab dem höchst wichtigen Raume von Delatyn erhöhte Sicherheit und zwang die Russen zum Heranziehen immer neuer Verstärkungen, mit denen es ihnen gelang, bis an den Pruth vorzustossen. Aber wie die herrliche Armee Pflanzer-Baltins schon im März die Offensive der Russen bei Kolomea wuchtig abgewehrt hatte, so gelangt es ihr auch jetzt, in einem alle gewöhnlichen Begriffe weit übertreffenden Widerstande das Vorwärts der Russen endgültig zu brechen. Neben der erwähnten Verteidigung von Kolomea wird die Pruthverteidigung zwischen Delatyn und Kolomea zu Anfang Juni für immer als eine der glänzendsten Waffentaten unserer Wehrmacht gerühmt werden.

Kurz nachdem Karl von Pflanzer-Baltin auf dem Schlachtfeld seinen 60. Geburtstag gefeiert hatte, nahm er in Ausnützung der für die Zentralmächte günstigen Gesamtlage die energische Verfolgung der Russen auf. Allerdings musste er fast die Hälfte seiner Armee zur Unterstützung Linsingens auf Stanislau abschwenken lassen; trotzdem wurde der Feind in einem Zuge bis an den Dnjester verfolgt, nur nördlich Horodenka behauptete er noch eine brückenkopfartige Stellung. Die russischen Versuche, die bessarabische Front einzudrücken, wurden abgewiesen. Im Juli gelang es den Dnjester bei Doroschoutz zu forcieren und diesen Raum in zähen Kämpfen zu behaupten; anfangs August bemächtigte sich überdies das 3. Korps des erwähnten Brückenkopfes — beides Aktionen von weitwirkender Bedeutung. Ende August schloss sich der linke Flügel der Armee Pflanzer-Baltin der allgemeinen Offensive bis an den Sereth an, jedoch musste wegen eines Durchbruches bei der Nachbararmee, welche bis an die Strypa zurückging, auch der Nordflügel zurückgenommen werden; dies geschah mit besonderer Meisterschaft, schrittweise, wodurch mit beständigem Wechsel der Fronten, wodurch die Stosskraft der Russen Zug um Zug aufgezehrt wurde. Durch einen von Buczacz in nordöstlicher Richtung am 15. und 16. September ausgeführten kühnen Gegenstoss kam schliesslich die russische Verfolgung ganz zum Stehen und die Höhen östlich der Strypa sowie nördlich Zaleszczyki konnten behauptet werden. Im Oktober und November wurde die 160 Kilometer lange Front der Armee mit allen Behelfen moderner Feldbefestigung zur Verteidigung ausgebaut; Mitte Dezember schon traf die Nachricht ein, dass die Russen ihre zwei besten Korps an der bessarabischen Front zum Aufmarsch brachten. Wieder blickte die ganze Monarchie mit angehaltenem Atem an jenen Punkt im Osten, wo auch politisch der wichtigste Wetterwinkel zu vermuten war. Am 23. Dezember begannen hier die Kämpfe, um erst am 19. Jänner ihren Abschluss zu finden. Wiederholt war die Lage kritisch, denn der Feind ging mit schonungsloser Aufopferung des Menschenmaterials und einer für die Ostfront nicht gewöhnlichen Verschwendung von Artilleriemunition vor, und, koste es was es wolle, einen, wenn auch nur politischen Erfolg zu erringen. Umsonst — Pflanzer-Baltins Truppen hielten wie immer unbeugsame Wacht, alle russischen Angriffe wurden restlos zurückgeschlagen. Und obzwar

---

Shakespeares Urteil über Briten und Franzosen.

(Historische Studie zum 300. Todestag des Dichters am 23. April.)

Von **Josefine Graf-Lomtano** (München).

(Nachdruck verboten.)

Shakespeare war zweifellos ein glühender Patriot. Er war stolz auf sein Vaterland, das er in einem schönen Gleichnis preist als „das Kleinod, in die Silbersee gefasst". Aber sein grosser geschichtlicher Blick liess sich nicht blenden für das oft so Verwerfliche englischer Politik und für die krassen Untugenden seines Volkes. Männlich und ehrlich sagt er seinen Briten die Wahrheit, denn ihm persönlich als Dichter war — etwas fast Unglaubliches bei einem Engländer — die Heuchelei völlig fremd. Mit der gleichen Klarheit aber, mit der er seine eigenen Landsleute erkannte und beurteilte, drang sein Blick auch in die Wesensart fremder Nationen. Besonders die damaligen Hauptgegner seines Volkes, die Franzosen, schildert er mit einer wahrhaft erstaunlichen Treffsicherheit, und was er über die nationalen Schwächen beider Völker und ihre Kriegführung sagt, das dürfte noch jetzt, nach 300 Jahren, mit den Erfahrungen der Gegenwart schlagend übereinstimmen.

Drei Nationallaster geisselt Shakespeare vor allem bei den Engländern: Die Geldgier, die Grosspreeherei, die Scheinheiligkeit. „Das ist das wandelbare Volk, dess' Lieb in seinen Beuteln liegt. Wer diese leert, erfüllt ihr Herz gleich sehr mit bitt'rem Hass!" (Richard III.) Damit ist der englische Krämergeist schlagend gekennzeichnet. Auch Jago (Othello) weiss keinen besseren Rat, um zu jedem verwerflichen Ziele zu gelangen, als den kategorischen Imperativ: „Tu du nur Geld in deinen Beutel!" Treffend heisst es von dem Schlemmer Falstaff: „Vom Beten fällt er auf's Beutelschneiden", was auf die nahe Verwandtschaft der Scheinheiligkeit mit der Gewinnsucht hindeutet. Mit köstlichem Humor schildert der Dichter das englische Maulheldentum, jene Grossprecher, Prahlhänse und polternden Bramarbasse, die sich dann in der Stunde der Gefahr als Hasenfüsse erweisen. Falstaff selbst ist ein solcher, im Grunde jämmerlich feiger Aufschneider, und Fähnrich Pistol geradezu der Typus eines militärischen Maulhelden; es muss deren viele gegeben haben, denn Shakespeare schreibt darüber: „Aufgeblasen wie kalekuttische Hähne, laufen diese Schelme in London herum, prahlen mit der Soldatentracht, kramen ihren Witz beim Bier aus, schwadronieren bei schäumenden Flaschen von ihren Heldentaten und sind im Grunde die Missierden des Jahrhunderts". (König Heinrich V.) Zu wahrhaft abschreckenden Farben greift Shakespeare, wenn es gilt, die britische Heuchelei gebührend zu brandmarken. Er stellt in seinen Königsdramen die Scheinheiligkeit als ein Hauptmittel der britischen Staatspolitik dar, als die Maske verbrecherischer Herrscher, die ihnen so vertraut war als Gift und Dolch, und zeigt uns drei wahrhaft klassische Heuchlergestalten auf Englands Thron: Den feisten, abgefeimten König in Hamlet, der vor der Welt die Rolle des Biedermannes spielt, den „kieselherzigen" Heuchler Macbeth und den Gleissner mit der ehernen Stirn, König Richard III. Wie dieser, der nach seinem eigenen Urteil „meineidig ist im allerhöchsten Grad und Mörder, Mörder in fürchterlichstem Grad", mit dem Gebetbuche in der Hand und Krokodilstränen vergiessend, auf dem Altan seines Schlosses zwischen ehrwürdigen Kirchenvätern erscheint, um äusserlich in demütigem Widerstreben, innerlich aber verzehrt von Herrschgier, die Huldigung der Welt, entgegenzunehmen, — das ist ein wahres Glanzbild britischer Heuchelei, geschaffen — und also wohl kaum bestreitbar — durch den grössten Genius der Nation.

Auch die Aussenpolitik Englands hat Shakespeare gekennzeichnet. Als sicherster Trumpf gegen Feinde wird schon bei ihm stets die geschützte Lage des Inselreichs ausgespielt und jeder unternehmungslustige britische König oder Staatsmann verlässt sich zunächst immer auf die Unangreifbarkeit seines eigenen Landes: „Der Königsthron hier, dies gekrönte Eiland, dies Bollwerk, das Natur für sich erbaut, der Ansteckung und Hand des Kriegs zu trotzen". (König Richard II.) „Dies England, eingefasst vom stolzen Meer, das ihm den Dienst von einer

gleichzeitig gegenüber dem linken Flügel der Armee mehr als drei neue russische Korps eingesetzt wurden, gelang es auch hier an der Strypa die mächtigen russischen Angriffe, welche in der Zeit vom 30. Dezember bis zum 8. Jänner erfolgten, siegreich abzuwehren.

Die Verdienste, die sich General der Kavallerie Freiherr von Pflanzer-Baltin in leidenschaftlicher, nie erlahmender Tatkraft um die Zukunft Oesterreich-Ungarns erworben hat, werden erst von einer späteren Geschichtsschreibung nach ihrem vollen Umfange gewürdigt werden können. Rein äusserlich hat ihn der Krieg ausser der allgemeinen Popularität auch an Orden und Ehren das Höchste erreichen lassen. Pflanzer-Baltin empfing den Leopoldsorden I. Klasse, das Grosskreuz des Leopoldsorden, endlich das Militärverdienstkreuz I. Klasse, alle drei mit der Kriegsdekoration, und wurde zum Inhaber des Mährischen Infanterieregimentes Nr. 93 ernannt.

TELEGRAMME.

Generalmajor Exzellenz Freiherr v. Diller — Statthalter in Galizien.

Wien, 22. April. (KB.)

Wie das k. k. Korrespondenz-Bureau erfährt, ist der Militär-Generalgouverneur der österreichisch-ungarischen okkupierten Gebiete in Russisch-Polen, Generalmajor Erich Freiherr von Diller zum Statthalter in Galizien ernannt worden.

Dieselben Motive, die seinerzeit dazu geführt haben, die Verwaltung Galiziens in die Hände des Generals der Infanterie von Colard zu legen, waren auch jetzt noch bestimmend, mit den Agenden dieses Postens eine Persönlichkeit von hohem militärischen Rang zu betrauen.

* * *

Generalmajor Exzellenz Erich Freiherr von Diller, der im Jahre 1859 in Wien geboren ist, hat sich nach Absolvierung der Mittelschule zunächst rechts- und staatswissenschaftlichen Studien gewidmet und war sodann in den politischen Verwaltungsdienst Mährens eingetreten, wo er vier Jahre in Verwendung stand und auch die praktische Prüfung für politische Geschäftsführung ablegte. Späterhin wendete sich Freiherr von Diller der militärischen Laufbahn zu und wurde 1889 in den Berufsoffiziersstand übernommen. Nach Absolvierung der Kriegsschule dem Generalstabe zugeteilt, gehörte er in der Folge dem Dragoner-Regiment Nr. 7 an, bis er 1900 zum Kommandanten des Ulanen-Regimentes Nr. 3 ernannt wurde. 1914 wurde er zum Kommandanten der 16. Kavallerie-Brigade und zum Generalmajor befördert, im Mai 1915 erfolgte seine provisorische Betrauung mit den Agenden eines Militärgouverneurs in Kielce, im August desselben Jahres seine Ernennung zum Militär-Generalgouverneur für das österreichisch-ungarische Okkupationsgebiet in Polen. Generalmajor Freiherr von Diller bekleidet auch die Würde eines Geheimen Rates.

Generalfeldmarschall von der Goltz-Pascha gestorben.

Berlin, 21. April. (KB.)

Generalfeldmarschall Freiherr von der Goltz ist nach zehntägigem Krankenlager am 19. April im Hauptquartier seiner türkischen Armee an Flecktyphus gestorben.

* * *

Kolmar Freiherr von der Goltz ist am 12. August 1843 in Bielkenfeld bei Labiau geboren und trat im Jahre 1861 in das 41. preussische Infanterieregiment ein. Während des deutsch-französischen Krieges war er Hauptmann im Grossen Generalstab. Im Jahre 1902 wurde er zum kommandierenden General des I. deutschen Armeekorps ernannt, 1908 zum Generaloberst, 1911 zum Generalfeldmarschall befördert. Seit 1908 widmete er sich fast vollkommen der Reorganisation der türkischen Armee. Er wurde in Anerkennung seiner Verdienste vom Sultan mit dem Ehrenwort Pascha ausgezeichnet und gerade vor einem Jahr zum Oberbefehlshaber der I. türkischen Armee ernannt. Generalfeldmarschall von der Goltz hat auch einige militärwissenschaftliche Werke geschrieben. Die Kunde von seinem Ableben wird allgemein lebhafteste Teilnahme erwecken.

Landung russischer Truppen in Marseille.

Am 20. April.

Marseille, 21. April. (KB.)

(Meldung der „Agence Havas".) Hier kamen am 20. April früh russische Truppen an.

Die Begrüssung durch Joffre.

Paris, 21. April (KB.)

Joffre bewillkommnete im Tagesbefehl die Russen, die an der Seite Frankreichs kämpfen wollen. Er begrüsste die russischen Fahnen, auf denen bald die glorreichen Namen gemeinsamer Siege stehen würden.

Die Unterbringung der Truppen.

Marseille, 21. April. (KB.)

(Meldung der „Agence Havas".) Die angekommenen Russen sind Elitesoldaten. Sie begaben sich in das Lager Mirabeau bei Marseille und werden morgen nach dem Lager Mailly aufbrechen.

General Coquette und General Lachwitskij wechselten herzliche Ansprachen.

Grosse Genugtuung in Paris.

Rotterdam, 22. April. (KB.)

Der „Courant" meldet aus Paris: Die Ankunft der Russen wurde hier mit grosser Genugtuung aufgenommen. Man erblickt darin einen sichtbaren Beweis der wirklichen Zusammenarbeit der Verbündeten.

Ein klägliches Manöver.

Berlin, 22. April. (KB.)

Die Blätter bemerken zur Ankunft der Russen in Marseille, es scheint sich um ein klägliches Manöver zu handeln, denn eine ernsthafte Unterstützung hätte man sicherlich geheim gehalten. Aber zu einer solchen seien die Russen gar nicht fähig.

Die Begeisterung in Paris beweise nur, wie schlecht die Dinge stehen.

Voreiliger Jubel in der italienischen Presse.

(Privat-Telegramm der „Krakauer Zeitung".)

Lugano, 22. April.

Die italienische Presse feiert die Landung russischer Truppen in Marseille unter riesiger Aufbauschung des Ereignisses als Beginn einer neuen Phase des Krieges und die Einleitung einer neuen Kooperation des Vierverbandes.

So bringt der „Corriere" unter der Ueberschrift „Von Wladiwostok nach Marseille" einen Leitartikel, worin die ungeheure Leistung hervorgehoben wird.

„Secolo" wieder spricht in einem Leitartikel „Von New-York nach Marseille" die Hoffnung aus, dass der unvermeidliche Bruch zwischen Amerika und Deutschland die Beendigung des Krieges herbeiführen werde.

Beurlaubung Costinescus.

Bukarest, 22. April. (KB.)

Das Amtsblatt veröffentlicht eine 19-tägige Beurlaubung des Finanzministers Costinescu vom 20. April angefangen. Justizminister Antonescu ist mit seiner Vertretung betraut.

Falsche Meldungen der Italiener.

Krakau, 22. April (KB.)

(Vom Kriegspressequartier genehmigt.)

Im italienischen amtlichen Tagesbericht vom 13. April wird behauptet, dass sich am Karstplateau kühne italienische Abteilungen unseren Schützengräben zwischen San Michele und San Martino näherten und diese mittels Explosivbomben zerstörten. Diese Behauptung ist ein neuerlicher Beweis der Unverlässlichkeit der Berichterstat-

Mauer leistet, von einem Graben, der das Haus verteidigt vor weniger beglückter Länder Neid." (König Richard II.) Je sicherer vor jedem Angriff sich aber die Briten im eigenen Land fühlten, um so lüsterner richteten sie ihre Blicke in Abenteuerlust und Eroberungssucht auf fremde Länder. Vor allem lockte der Nachbar über dem Meer, das reiche und blühende Frankreich. Was würde Shakespeare sagen, wenn er Briten und Franzosen heute im Bunde sähe, er, der ihre jahrhundertelange Feindschaft zu einem Hauptthema seiner Königsdramen gemacht hat! Er sah schon in der gegenseitigen Lage das Bedrohliche: „Denkt Euch zwei mächt'ge Monarchien, die, mit erhob'nen Stirnen dräuend, der furchtbar enge Ozean nur trennt!" (Prolog zu König Heinrich V.), und er kennzeichnet das Verhältnis zwischen beiden Ländern mit den Worten: „Frankreich und England, deren Küsten stets vor Neid erblassen ob des andern Glück!" (Heinrich V.) Bald waren die Scheingründe und Rechtsansprüche zum Angriff auf dies Land gefunden. Mit der Devise: Du, Frankreich, blute! Wir sind Gottes Geissel, die kommen, dich zu züchtigen" (König Johann), setzten die englischen Usurpatoren den Fuss an die französische Küste. Drastisch schildert Shakespeare, welche Banden sie mit sich brachten: „Verweg'ne, wilde, rasche Abenteuer, sie haben all' ihr Erb' daheim verkauft, all ihr Geburtsrecht auf dem Rücken tragend, es hier zu wagen auf ein neues Glück zu Harm und Schaden in der Christenheit!" (König Johann.) Von der ungefähren Zusammensetzung eines solchen englischen Heeres gibt Falstaffs köstliche Rekrutenaushebung (in König Heinrich IV. und V.) ein wenn auch freilich karikiertes Bild. Die armseligsten Tröpfe, die verzweifeltsten Existenzen wurden da aus allen Winkeln Englands zusammengetrommelt und als Kanonenfutter angeworben, während die kräftigsten Kerle sich loskauften. „Ich habe," lacht Falstaff, „lauter nichtsnutzige Bediente, rebellische Küfer, bankerotte Schankwirte aufgetrieben, verlorene Söhne, die vom Sauhüten kamen und so zerlumpt sind wie Lazarus. Es gibt nur $1^1/_2$ Hemden in meiner Kompagnie, das eine besteht aus zwei zusammengenähten Servietten und das andere ist, die Wahrheit zu sagen, gestohlen. Meine Kerle werden aber genug Leinen auf allen Zäunen finden." Die Franzosen spotteten diese englischen Söldner weidlich aus: „Sie müssen ihre Brühen und fettes Rindfleisch haben; wie Maultiere müssen sie gehalten werden, denen man ihren Futterbeutel umbindet, sonst sehen sie kläglich wie ersoffene Mäuse aus" (König Heinrich VI.). „Gebt diesen Bullenbeissern tüchtige Mahlzeiten von Rindfleisch, dann werden sie blindlings dem russischen Bären in den Rachen laufen!" (König Heinrich V.), und beissend höhnt der gallische Witz: „Hätten ihre Köpfe geistige Rüstungen, sie könnten nicht so grosse Sturmhauben tragen!" — „Diese Inseläser stehen dem Felde scheusslich an." (König Heinrich V.) „Was sind sie denn, diese Briten? Normannen nur, Bastarde von Normannen, der Auswurf von den Lüsten unserer Väter." — „Und woher sollten sie auch ihr Feuer haben? Ist nicht ihr Klima neblicht, rauh und dumpf, worauf die Sonne bleich scheint, wie zum Hohn, mit finstren Blicken ihre Früchte tötend? Es ist ein frostig Volk!" — Bald aber müssen die Franzosen zu ihrem Schmerz erkennen, wie sehr gerade diese seelische Kälte die Briten zu rohester und unerbittlichster Grausamkeit befähigt. Shakespeare hat dieses kaltblütige Abschlachten ihrer Opfer seitens der Engländer, diesen lächelnden Mord in furchtbaren Bildern gezeichnet: „Sie kommen, wie ein munterer Trupp von Jägern, die Englischen, die Hände ganz bepurpert, gefärbt vom Morde, der den Feind entfärbt." (König Johann.) „Mit Lächeln verstümmeln sie die Werke der Natur." (König Heinrich V.) Und dem finsteren Talbot, dieser Verkörperung englischen Feldherrngeistes, legt der Dichter die schrecklichen Worte in den Mund: „Wir heissen die englischen Hunde, wegen unserer Wildheit. Nun wohl, ich will's bewähren! Die Herzen stampf' ich mit des Pferdes Hufen den Franken aus und ihr vermischtes Hirn zu Kot!" — „Wie Nero will ich, die Laute spielend, Städte brennen seh'n!" (König Heinrich VI.)

Es zeugt von der grossartigen Wahrheitsliebe Shakespeares und seiner geschichtlichen Treue, dass er auch den politischen Eigennutz, die Unzuverlässigkeit und Hinterhältigkeit der Eng-

tung italienischer Unterkommandanten. Die angebliche feindliche Zerstörungsaktion beschränkte sich nämlich auf ein halbstündiges, wirkungsloses Minen- und Handgranatenwerfen am 13. April vormittags gegen einen kleinen Frontteil nordwestlich San Martino, ohne dass dabei die feindlichen Abteilungen ihre Deckungen verlassen hätten.

Der italienische Tagesbericht vom 12. April enthält die Behauptung, dass italienische Artillerie eine starke Linie von Schützengräben und Befestigungen längs der Südhänge des Monte Pari und der Cima d'oro erobert hätte. Diese Behauptung entspricht nicht der Wahrheit, alle unsere dortigen Stellungen sind fest in unserer Hand, alle Feldwachen stehen in ihrer bisherigen Aufstellung. Richtig ist nur, dass einige taktisch unwichtige Gräben der Stellung nächst der Ponalestrasse von uns freiwillig geräumt wurden.

Am 14. April meldet Cadorna, dass am Mrzli Vrh italienische Truppen nach einem wechselvollen Kampfe durch einen letzten kräftigen, mit wirksamer Artillerieunterstützung geführten Angriff uns aus den umstrittenen Gräben endgültig vertrieben. Diese Behauptung beruht ebenfalls auf unwahren Meldungen. Der am 13. April vormittags am erwähnten Abschnitt eroberte Teil der italienischen Stellung ist seither trotz mehrerer Versuche des Feindes, sie zurückzuerobern, fest in unseren Händen geblieben. Die italienischerseits gemeldete angebliche Rückeroberung am Mrzli Vrh könnte sich daher nur auf das allmählige neuerliche Festsetzen der gegen Gabrije geflüchteten Italiener in den von uns nicht besetzten feindlichen Stellungen beziehen.

Der italienische Tagesbericht vom 19. April enthält die Behauptung, dass die Italiener mit der Zerstörung der aufeinander folgenden Verteidigungslinien schrittweise gegen den Gipfel des Monte Sperone vordringen. Auch diese Behauptung entspricht nicht der Wahrheit. Die Italiener haben am 16. d. M. nur jene Gräben der Stellung nächst der Ponalestrasse „erobert", die wir schon, wie früher erwähnt, am 14. April früh freiwillig geräumt haben.

Bombenwürfe auf eine Vorstadt Sofias.

Sofia, 21. April. (KB.)

Die „Agence Telegrafique Bulgare" meldet: Amtlich wird verlautbart: Heute gegen 8 Uhr früh warf ein feindlicher Aeroplan, der aus südlicher Richtung gekommen ist, aus sehr grosser Höhe zwei Bomben auf eine der Vorstädte von Sofia. Eine Bombe fiel auf ein Schulgebäude, die andere auf ein kleines Wohnhaus. Der angerichtete Schaden ist ganz unbedeutend. Menschenopfer sind nicht zu beklagen.

Der Aeroplan warf gleichzeitig eine Anzahl Proklamationen ab, mit denen der Feind der bulgarischen Oeffentlichkeit den Fall von Erzerum bekannt gibt, was überaus lächerlich ist, da ja die Bulgaren nicht bloss die Einnahme Erzerums, sondern auch die Besetzung von Trapezunt bereits wussten. Auf der Rückfahrt überflog das Flugzeug den Vidoschaberg.

Die Vorgänge an der bessarabischen Front.

(Privat-Telegramm der „Krakauer Zeitung".)

Czernowitz, 22. April. (KB.)

An der bessarabischen Grenzfront herrscht andauernd relative Ruhe. Teilweise ist hier starkes Geschützfeuer hörbar. Die österreichisch-ungarische Artillerie hatte einige glänzende Treffer zu verzeichnen. So ist es gelungen, in eine exerzierende russische Kompanie hineinzuschiessen. Ausserdem wurden mehrere russische Truppenbewegungen verhindert. Die Russen versuchten ihre Stellungen stark zu befestigen, wurden aber durch die österreichisch-ungarische Artillerie daran gehindert.

Amerika und Deutschland.

Anerkennung der Entente für Wilson.

(Privat-Telegramm der „Krakauer Zeitung".)

Genf, 22. April.

Der „Temps" schildert die Lage zwischen Amerika und Deutschland in möglichst düsteren Farben. Wilson habe endlich die Willenskraft gefunden, energisch gegen Deutschland aufzutreten, wozu ihm der Vierverband gratuliere.

Die Frage sei aber noch immer offen, ob jetzt Deutschland wirklich in eine Sackgasse geraten sei und ob es wirklich einen findigen Ausweg ersinnen werde. Deshalb könne man noch keine voreiligen Triumphlieder anstimmen.

Der französische Senat und die Höchstpreise.

(Privat-Telegramm der „Krakauer Zeitung".)

Genf, 22. April.

Das Pariser Blatt „Le Rappel" fordert zum schärfsten Kampf gegen den Senat auf, weil sich dieser weigerte, Höchstpreise für Butter, Käse, Eier, Gemüse und Wein festzustellen. Dadurch werde der Spekulation der breiteste Raum geboten.

Die Ausbeutung des Volkes sei bereits derart, dass die ärgsten Unruhen zu befürchten sind.

Explosion in einer französischen Handgranatenfabrik.

Bordeaux, 21. April. (KB.)

In der Handgranatenfabrik bei Croix de Huix ereignete sich eine Explosion, bei der ungefähr 20 Personen getötet und einige verwundet wurden.

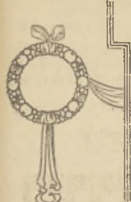
Lokalnachrichten.

Epidemie-Statistik. Vom 9. bis 15. April l. J. wurden in Galizien 494 Erkrankungen an Blattern in 47 Bezirken (138 Gemeinden) und in der Bukowina 27 Erkrankungen in 6 Bezirken (11 Gemeinden) bei Einheimischen festgestellt.

länder bei den auf diese Kämpfe folgenden Friedensschlüssen und Verträgen unverhohlen darlegt. „Frankreich, du kannst die Schlange bei der Zunge, den Leu'n im Käfig bei der furchtbar'n Tatze, beim Zahn der gier'gen Tiger sichrer halten, als Englands Hand in Frieden, die du hältst!" (König Johann.) „An wen, unseliger Burgund, gerietst du, als an ein herrisch Volk, das dir nur traut um des Gewinnes wegen." (König Heinrich VI.) „Was ist Verlust von Englands leichter Freundschaft?" — (König Johann.) Selbst der beste und sittlich höchststehende König in Shakespeares Dramen spricht die zweifelhafte Behauptung aus: „Es ist für einen Engländer keine Verräterei, französische Kronen zu beschneiden, und morgen werde ich selber ein Kipper und Wipper sein!" Wir können das Gesamturteil über die englische Politik und Kriegsführung in die Shakespeare-Worte zusammenfassen, die ein königlicher Verbrecher auf Englands Thron, Richard III., spricht: „Gewissen ist ein Wort für Feige nur, als Einhalt für den Starken nur erdacht! Uns ist die Wehr Gewissen, Schwert, Gesetz!" —

Dieser Charakterzeichnung seiner Engländer, die freilich auch der lichteren Seiten nicht entbehrt, stellt Shakespeare ein überaus fein beobachtetes und stellenweise selbst ergötzliches Bild des Franzosentums gegenüber. Er hat den französischen Nationalcharakter in seiner persönlichen und politischen Eitelkeit bis auf den Grund durchschaut und nimmt ihn nicht eigentlich ernst, sondern schildert ihn mit einer gewissen lächelnden Satire, die sich gelegentlich zu beissendem Sarkasmus steigert. Wie treffend ist der hohlköpfige, selbstgefällige und geckenhafte Dauphin gezeichnet, der in die Schlacht reitet in silberner Rüstung, mit Sternen übersät, und sein Streitross in echt gallischem Ueberschwang wie einen Halbgott preist! (König Heinrich V.) Wir finden hier dasselbe Sichberauschen am Phrasenschwall, das wir noch heutzutage bei unsern französischen Gegnern lächelnd beobachten. Auch die Kriecherei gegenüber anderen Nationen wird derb gekennzeichnet: „Fuchsschwänzelnd wie ein Franzmann und ein Aff!" (König Richard III.) und der Wankelmut dieser eitlen und heissblütigen Nation beklagt: „O schnöder Abfall fränk'scher Flüchtigkeit!" (König Johann.) „Wie ein Franzos, gewandt und ungewandt!" (König Heinrich VI.) Damals hiessen die Engländer für die Franzosen die „Barbaren" (König Heinrich V.), und wir Deutsche mögen uns damit trösten, dass nicht nur uns dieses Wort entgegengeschleudert wird, sondern dass es anscheinend schon seit Jahrhunderten als beliebtes Feldgeschrei gegen alle jeweiligen Feinde Frankreichs angestimmt worden ist. Ueberaus drastisch schildert Shakespeare die französische Prahlerei: „Lasst uns nur auf sie hauchen, und es stürzt der Dunst von unserer Tapferkeit sie um!" spricht der Connetable von Frankreich angesichts der britischen Feinde, und der Dauphin hofft, am nächsten Tage „eine Meile zu traben, die nur mit englischen Gesichtern gepflastert ist." (König Heinrich V.) Mit echt gallischem Leichtsinn verteilen die Franzosen schon im voraus die Haut des Löwen, obwohl ihnen der englische König höhnisch zuruft: „Bezwingt mich erst und dann verhandelt mein Gebein!", und ganz in rosige Selbsttäuschung eingewiegt, mit einer trunkenen, beinahe frevelhaften Siegesgewissheit sehen sie der Entscheidung entgegen; sie verhandeln im Würfelspiel künftige Gefangene, sie singen und zechen die ganze Nacht vor der Schlacht — und der nächste Morgen schon bringt für Frankreichs Heer den furchtbaren Rückschlag, die schmähliche Niederlage, die panische Flucht. —

Wir schliessen mit Shakespeares Prophezeiung an seine Briten: „Dies England lag noch nie und wird auch nie zu eines Siegers stolzen Füssen liegen, so lang es nicht sich selbst verwunden half!" — Das gegenwärtige unnatürliche Bündnis mit dem einstigen Todfeind Frankreich, die gehässige Befehdung des deutschen Brudervolkes, die Untergrabung der Autorität der weissen Rasse durch Heranziehung farbiger Völker zum Kampf, die zweischneidigen Massregeln des Handelskrieges, die schleichende Zwietracht im eigenen Lande, — sind sie nicht wie ebenso viele Streiche, mit denen England sich selbst verwundet? — Wir harren in Ruhe, ob der Ausgang des Weltkrieges die Prophezeiung weiter bestätigt und das stolze England vor dem gerechten Sieger endgültig auf die Knie zwingt.



OSTER-BEILAGE DER „KRAKAUER ZEITUNG"



Weltbrand.

Es strahlt die Welt in des Hasses Wut,
Giftschwaden der Zwietracht brauen,
Aus Wolken dampft der Vernichtung Glut,
Blutfackeln und Todesgrauen:
Erzfeinde schlagen den endlichen Streit,
Stammbrüder kämpfen tödlich entzweit,
Empörter Gewalten Gewirre
Treibt taumelnd die Völker ins Irre.

Schon lohen und flackern rings fessellos
Des Krieges rauschende Flammen,
Auf züngelt es jäh aus der Hölle Schoss
Und schmettert die Welt zusammen;
Und jagt und lodert reichauf, reichab,
Und reisst die Menschheit ins prasselnde Grab,
Erstickend in donnerndem Dröhnen
Den Todesschrei alles Schönen.

Und immer wilder schlingt sich der Reih'n
Entfesselter Menschenmillionen,
Es brechen Reiche erzitternd ein,
Und Helden fallen und Kronen;
Des Unheils Sturm wider Licht und Mass
Stürzt rasend sich selber der Nacht zum Frass
Und schwingt die Geissel Verderben
Im grausig entgötterten Sterben....

Und droben in weisser Bergeinsamkeit
Thront menschenverbannt der Friede,
Umrauscht in Königsverlassenheit
Von der Urwelt göttlichem Liede,

Und neigt das sinnende Haupt zu Tal
Und lauscht in den Brodem von Blut und Qual,
Ob die verblendete Erde
Nun bald ihn rufen werde!

Gisela Freiin von Berger.

Alte Papiere.

Von Victor Fleischer.

Ein grosses, sehr behaglich eingerichtetes Herren-Arbeitszimmer; links vorn vor einem breiten Fenster ein grosser Schreibtisch; ein zweites Fenster in der Hintergrundwand, das auf einen Garten schaut, steht offen. In der rechten Wand zwei Türen. Grosse Bücherkasten an den Wänden. Ein kleiner Tisch mit einer Klubgarnitur inmitten des Zimmers.

Wolfgang (sitzt vor seinem Schreibtisch, auf dem die Schublade eines anderen Tisches steht, ordnet Papiere; auf einem Sessel neben ihm sind noch einige Schubladen übereinandergestellt).

Diener (kommt, bleibt bei der Tür stehen): Darf ich schon abräumen, Herr Gerlach?

Wolfgang: Ja.

Diener (geht zu einem kleinen Tischchen, wo Teegeschirr steht, will die Sachen wegnehmen, dreht sich um): Herr Gerlach haben ja noch gar nichts genommen...

Wolfgang: Also lassen sie mich doch in Ruhe... Ich habe keinen Hunger...

Diener: Verzeihung... Herr Gerlach haben aber mittags auch gar nichts...

Wolfgang: Sie sollen mich in Ruhe lassen, sag' ich... Zum Kuckuck noch einmal...

Diener (ruhig): Ich werde gleich frischen Tee bringen...

Wolfgang (schreit): Nein... Ich will nicht...

Diener (ruhig): Verzeihung... Herr Gerlach sollten aber doch etwas essen... Sie werden ja sonst selbst noch krank...

Wolfgang (steht auf): Also gut... Lassen Sie die Sachen noch da... Und machen Sie sich nichts draus, Johann, wenn ich jetzt manchmal grob mit Ihnen bin... Ich mein's ja nicht so arg... Ich bin nur nervös...

Diener (verbeugt sich, geht hinaus).

Wolfgang (schenkt sich eine Tasse Tee ein, nimmt einen Schluck, stellt die Tasse wieder hin, geht zum offenen Fenster, schaut in den Garten hinaus... Er atmet tief auf, macht eine resignierte Handbewegung, kehrt zum Tisch zurück und beginnt sich wieder mit den Papieren zu beschäftigen. Dann tritt Dr. Köhler ein.)

Dr. Köhler: Guten Abend, Wolfgang...

Wolfgang (dreht sich um): Guten Abend ... Ach, bist du schon da, Georg? (Steht auf, geht ihm entgegen, reicht ihm die Hand.)

Dr. Köhler: Ich habe nur noch zwei Patienten zu besuchen, draussen in der Erlengasse... Das kann ich dann tun, wenn wir unseren Spaziergang machen... Nimm deinen Hut... Komm, es ist wieder prachtvoll heute... (Tritt zum Fenster.)

Wolfgang: Ach nein.... lass mich zu Haus', Georg... Ich bin nicht in der Stimmung, spazieren zu gehen...

Dr. Köhler (beim Fenster): Dann erst recht... Schau Wolfgang, das geht doch nicht so weiter... Du musst dich herausreissen aus dieser sinnlosen Gedrücktheit. Das hilft dir doch nichts, dieses Herumhocken und Trauern.... Ich versteh's ja sehr gut, ich habe ja auch nichts gesagt bisher... Aber schau, jetzt ist deine Frau schon vier Monate tot... Du musst doch wieder für dich selbst...

Wolfgang (hat sich an das Tischchen gesetzt): Nein, du kannst das nicht verstehen... Du bist abgestumpft gegen solche Eindrücke... Wenn man immer und immer und jahrelang Kranke sieht und Tote... Du kannst es nicht verstehen...

Dr. Köhler: Glaub' das nicht, Wolfgang... Ich weiss schon, wie schrecklich es ist... Und sie war ja auch mir keine Fremde. Wolfgang... Sie stand mir ja ebenso nahe wie du... Aber siehst du, ich weiss als Arzt, dass für sie der Tod wirklich eine Erlösung war, dass man sie bestenfalls zu einem jahrelangen Siechtum erhalten hätte, und das wäre viel schlimmer... furchtbar wäre es gewesen. Gönn' ihr den Frieden...

Wolfgang: Ja, ja... Du wirst wohl recht haben... Aber dass sie damals so plötzlich erkrankt ist...

Dr. Köhler (tritt näher): Das kommt tausendmal vor... Irgend etwas schafft den *locus minoris resistentiae*... und dann geht es oft rasch... schrecklich rasch... Hab' doch Vertrauen zu mir, Wolfgang...

Wolfgang: Ja, Ja... Ich mach' dir ja keinen Vorwurf...

Dr. Köhler (legt ihm die Hand auf die Schulter): So hab' ich's nicht gemeint... Daran dachte ich gar nicht... Um dich handelt es sich mir jetzt... Du musst vernünftig werden. Da sollst du mir folgen und glauben, dass ich dir's gut meine...

Wolfgang (reicht ihm die Hand): Das weiss ich ja... Wer denn sonst, wenn nicht du... Ich bin dir ja auch dankbar für deine Freundschaft... Niemals werde ich dir das vergessen, wie du mir während dieser ganzen Zeit zur Seite warst...

Dr. Köhler (abwehrend): Ach lass nur...

Wolfgang: Ja, ja... ich weiss, dir scheint das selbstverständlich... So warst du immer... Es gibt wohl keinen auf der Welt, der so Freund sein kann wie du... Ja... in guten und jetzt auch in bösen Zeiten hab' ich's erfahren...

Dr. Köhler: Da steht dein Tee wieder fast unberührt... Keinen Bissen hast du wieder angerührt... und mittags hast du auch nichts gegessen, sagt mir der Johann... Schau Wolfgang, so darf das nicht weitergehen mit dir...

Wolfgang: Es wird schon anders werden ... Ich muss nur erst aus dieser Wohnung hinaus...

Dr. Köhler (geht wieder zum Fenster): Ja, du solltest eine kleine Reise machen... Das habe ich dir längst geraten... Sollst dich zerstreuen... auf andere Gedanken kommen...

Wolfgang: Nein, das ist es nicht... Aber ich halte es überhaupt nicht mehr aus hier... Ich bin jetzt ganz entschlossen, ich übersiedle nach München...

Dr. Köhler: Da übertreibst du wieder... Warum denn gleich solche radikale Veränderungen?... Versuch's doch erst einmal mit einer Reise, dann wird's schon wieder gehen... Wundervoll hast du's hier... Dieser Blick da...

Wolfgang: Nein, ich kann den Garten nicht mehr sehen... die ganze Stadt nicht... Nichts... Ich bin auch schon ganz entschlossen... Siehst du... (Steht auf, geht wieder zu seinem Schreibtisch.) Ich habe auch schon begonnen mit den Vorbereitungen... Ich bin schon dabei, aufzuräumen... Ordnung zu machen für das Einpacken... Ich will sehen, was unnötig ist... verbrannt werden kann...

Dr. Köhler (kommt vom Fenster her, schiebt sich einen Sessel zurecht und setzt sich neben den Schreibtisch): Was hast du denn da für Schubfächer?

Wolfgang: Aus Gretes Schreibtisch sind sie... Ich hab' sie nicht angerührt bis heute... Ich weiss nicht, warum ich gerade mit ihren Papieren begonnen habe... Aber ich komme nicht vorwärts damit... Es fällt mir schwer...

Dr. Köhler: Das glaub' ich dir gern... Ich möchte dir auch raten: Lass das für später... (Nimmt die Brille ab, putzt die Gläser.)

Wolfgang (schaut ihm zu): So siehst du viel jünger aus ohne Brille... Du solltest sie nicht tragen... wie ein Fünfziger schaust du aus damit... und bist doch gerade nicht älter als ich... Nicht?... Einundvierzig, wie?

Dr. Köhler: Ja... (Setzt die Brille auf.) Aber ich bin nicht eitel... Na, wollen wir gehen...?

Wolfgang: Wart' noch... (Nimmt ein Heft aus der Schublade, die vor ihm steht:) Es ist eigentlich seltsam... Schau nur, da hat die Grete in ihrem Schreibtisch alle ihre Wirtschaftsbücher aus der ganzen Zeit unserer Ehe aufgehoben... Ich weiss gar nicht, was sie damit wollte... Fast muss ich denken, es war irgendwie ein Trotz, denn sie hat sich doch so lange dagegen gewehrt, als ich ihr vorschlug, regelmässige Aufzeichnungen über den Hausbrauch zu machen... Wer weiss denn, wie meine Pedanterie sie oft gequält haben mag...

Dr. Köhler: Das siehst du wohl wieder allzu schwarz, lieber Freund... (Er sitzt ein wenig vorgebeugt und zeichnet mit dem Stock die Figuren des Teppichs nach.)

Wolfgang: Vielleicht... Aber siehst du, es käme mir wie ein Unrecht vor, wenn ich diese jetzt ganz belanglosen Hefte verbrennen wollte...

Dr. Köhler (zuckt mit den Schultern, zündet sich ein Zigarette an): So lass sie halt noch sein... Und jetzt komm, ich muss die zwei Leute heute noch besuchen.

Wolfgang: Wart noch... Die Tage sind jetzt schon so lang, ich komme dann wieder so

frühzeitig zurück und... (Kleine Pause, dann:) Siehst du, das ist auch merkwürdig: Die Grete hat ja so eine rege Korrespondenz gehabt mit allen möglichen Tanten und Basen und Institutsfreundinnen... und nicht ein Blatt von alledem scheint sie aufgehoben zu haben... Es ist nichts davon da... Nicht einmal meine Briefe... Ein paar von ihren Eltern lagen da ganz obenauf, aber sonst nichts... Seltsam, nicht?

Dr. Köhler: Ich finde dabei nichts Seltsames. Wer hat denn Zeit, alte Briefe später noch einmal zu lesen! Gott, ja, ich hab' auch noch ganze Schachteln voll so alten Krams... irgendwo in einer Kiste auf dem Dachboden... Sicher werde ich sie nie mehr auspacken... oder gar lesen... Wo sollt' ich die Zeit dazu hernehmen?... Es ist wirklich vernünftiger, Briefe gleich zu verbrennen, wenn sie erledigt sind... (Steht auf.)

Wolfgang (stützt den Kopf in die Hand): Nein, ich weiss nicht... Mir geht's ja gewiss ebenso... Ich hab' auch selten einen Brief aus früheren Jahren nochmals gelesen... und doch hebe ich jeden Zettel von einem mir irgendwie Nahestehenden auf... Sie hat das auch gewusst, und darum wundert's mich, dass sie so gar nichts... (er kramt in der Schublade) gar nichts aufbewahrt hat... Wirtschaftsbücher... ja... und Rechnungen der Schneiderin... und geschriebene Kochrezepte... ganze Stösse von Kochrezepten... (Er lächelt, wendet sich zu Dr. Köhler um, der begonnen hat, langsam auf und ab zu gehen:) Wo sie ein Rezept fand, hat sie's notiert... Das war so eine merkwürdige Leidenschaft... Ich hab' sie oft damit geneckt... (Er hebt die Lade vom Tisch auf einen Sessel und nimmt die nächste vor:) Schau, da geht's weiter... noch mehr Kochrezepte... Schnittmuster... Wäschebuch... (er legt die Sachen heraus, hält jetzt eine Schachtel in der Hand, öffnet sie:) und da... eine Schachtel mit alten Photographien... (Nimmt eine heraus:) Das ist die Grete als Kind... (Betrachtet das Bild, legt es langsam aus der Hand, nimmt das nächste:) Das auch als Schulmädel... und da: so hab' ich sie kennen gelernt... (Schaut das Bild lange an, hält dann die drei Photographien nebeneinander, traurig:) Ach Gott, ja... (Seufzt.)

Dr. Köhler (ist stehen geblieben): Lass das sein... und komm' lieber an die Luft, das wird dir gesünder sein... Du regst dich doch nur auf bei diesen Dingen... und eigentlich solltest du das wirklich nur allein, nicht vor mir, nicht vor einem Dritten durchsuchen...

Wolfgang (schaut ihn einen Augenblick wie aufgeschreckt an, dann steht er auf, Dr. Köhler ist weitergegangen): Ja... Vielleicht hast du recht... Aber es ist ja lauter ganz unpersönliches Zeug... Indiskret bin ich also nicht, wenn ich in deiner Gegenwart die Sachen ordne... Und überhaupt du... Du hast ja immer wie mit zur Familie gehört... Aber immerhin... (Er schiebt die Schriften und Paketchen in der Lade zusammen, stutzt plötzlich und nimmt ein verschnürtes Paketchen heraus, liest:) Verbrennen!... (Starrt es an, wiederholt langsam:) Verbrennen!... Seltsam...

Dr. Köhler (steht abgewendet beim Fenster, schaut in den Garten hinaus).

Wolfgang: Das ist doch ganz seltsam... Mitten unter all dem belanglosen Zeug ein Paket mit der Weisung: Verbrennen!... Schau nur, Georg, ist das nicht ganz sonderbar?

Dr. Köhler (dreht sich um): Lass doch sein... (Kommt zum Tisch zurück:) Du hast ja sehen wollen, was reif sei für den Ofen... Nun, da ist eben ein Pack Briefe, die sie selbst hat verbrennen wollen... die wirst du also als erste dem Feuer übergeben... (Legt ihm beruhigend die Hand auf die Schulter.)

Wolfgang (setzt sich langsam wieder nieder, hält mit beiden Händen das Paket vor sich hin): Ich weiss nicht, mich berührt das so eigentümlich, dass meine Frau da irgendwelche Briefe und Papiere gehabt, von denen ich offenbar nichts wissen soll...

Dr. Köhler: Ach Gott... jeder Mensch hat doch gewisse Dinge in seinem Leben, die wirklich keinen Zweiten etwas angehen... auch wenn sie ganz harmlos sind...

Wolfgang (schaut überrascht auf:) Warum betonst du das so: harmlos?... Ich hab' doch nicht gesagt... (Schaut wieder das Paket an.)

Dr. Köhler (geht weiter, lehnt sich an den Bücherkasten an).

Wolfgang: Aber weisst du, wenn man anfängt, darüber nachzudenken... (Plötzlich sehr erregt:) Nein, das ist ja zum Verrücktwerden... Man wird selbst ganz hässlich und schlecht... nur, nur, weil das eine Wort „Verbrennen!" die Briefe so geheimnisvoll macht...

Dr. Köhler: So lass doch sein...

Wolfgang (hält noch immer das Paket in Händen, fährt ganz mechanisch mit dem Daumen über den Rand, so dass die Papiere aufblättern wie ein Spiel Karten. Ganz entsetzt starrt er darauf hin und wiederholt die Bewegung, jetzt mit Absicht): Das... das sind ja Briefe von dir, Georg... Das ist deine Handschrift... (Schaut den Freund fassungslos an.)

Dr. Köhler (ruhig): Unsinn... ich hab' doch deiner Frau nie einen Brief geschrieben... (Kommt näher:) Du bist ohnehin ganz herunter mit deinen Nerven und solltest es vermeiden, dich noch unnütz mit diesem Herumkramen aufzuregen... Du siehst nun, was für Unsinn dabei herauskommt... Woher sollten denn Briefe von mir unter Gretes Papieren sein... Niemals hab' ich ihr irgendwas zu schreiben gehabt...

Wolfgang (hat sich unwillkürlich geduckt, umklammert mit der linken Hand die Armlehne des Sessels, hält mit der rechten das Briefpaket): Warum lügst du denn... (Heftig auffahrend:) Ich bin doch nicht blind... Ich hab' gut gesehen, wie du rot geworden bist... Und da seh' ich ja auch deine Handschrift...

Dr. Köhler (ruhig): Du weisst nicht, was du redest... Mach' das Paket auf, statt dich mit Gespenstern zu unterhalten... Mach's auf, und du wirst sehen, dass du dich geirrt hast.

Wolfgang (gequält, bitter): „Verbrennen!" steht darauf... Du weisst ganz gut, dass ich's nicht öffnen werde...

Dr. Köhler: Verbrennen... gut... Es heisst ja nicht: ungelesen verbrennen!... Und wenn du wirklich glaubst, es seien Briefe von mir... ich selbst werde wohl meine eigenen Briefe lesen dürfen... (Mit einem raschen Griff nimmt er, ehe Wolfgang es hindern kann, das Paket an sich und reisst die Schnur auf.)

Wolfgang (will es ihm wieder entreissen, heiser): Jetzt gehören sie mir...

Dr. Köhler (wehrt ihn leicht mit dem Ellbogen ab, schaut die Briefe flüchtig an): Allerdings... das ist... meine Schrift. Lass doch, ich will ja nur sehen...

Wolfgang (sinkt wieder auf seinen Sessel nieder).

Dr. Köhler (liest einen der Briefe): „Liebe gnädige Frau." (Murmelt:) hm... hm... (Laut:) Ja so... 5. November 1899... das hab' ich mir freilich nicht gemerkt. Ist ein bisschen lang her... Das kannst du gern lesen, ohne indiskret zu werden... (Reicht Wolfgang den Brief.) Ich erinnere mich jetzt: Ihr habt euer Dienstmädchen zu mir in die Ordination geschickt, und ich schrieb deiner Frau damals, sie sollte die Person sofort entlassen, weil sie eine infektiöse Krankheit hatte... (Während Wolfgang den Brief anschaut.) Ja... und da ist auch noch ein Brief von mir... Aber der ist ja an dich adressiert... (Liest ihn.) Eine Absage, weil ich über Land musste und nicht mit euch zusammensein konnte... (Reicht Wolfgang den zweiten Brief.) So... das ist allerdings auch wieder von mir... aber ein Rezept... Pyramidon... (Reicht es ihm.) Und hier ist noch eines... (Liest das Datum.) 1902, Oktober... Das war wohl, wie du die schwere Influenza hattest... (Sucht weiter in dem Paket.) Und hier ist eine Ansichtskarte von meiner Alpentour im letzten Herbst... (Schaut die Adresse an.)... ist an dich adressiert... Ach was... (Legt das ganze Paket auf den Tisch hin.) Dummes Zeug... Da hast den ganzen Kram... (Geht weiter bis zum Fenster, dreht sich dort um.) Und jetzt wollen wir aber doch geh'n, nicht wahr?

Wolfgang (reibt sich wie schlaftrunken die Augen, streicht sich über die Stirn, steht auf und geht zu Dr. Köhler hin): Verzeih' mir... ich... ich weiss nicht, was so plötzlich über mich gekommen ist... (Ergreift seine Hand:) Sei nicht bös, Georg... Du hast ja selbst vorhin gesagt, meine Nerven sind ganz kaput... Du wirst schon recht haben... (Schaut ihn lange ängstlich und forschend an.)

Dr. Köhler (hat die Zähne in die Unterlippe gebissen, die Brauen zusammengezogen, wendet sich ab, schaut zum Fenster hinaus, antwortet nicht).

Wolfgang (kehrt mit müden Schritten zum Schreibtisch zurück, greift wie unschlüssig wieder nach dem Paket; eine vertrocknete Blume fällt heraus und ein zusammengefaltetes Zeitungsblatt; er bückt sich, hebt es auf, entfaltet es und schaut es an): Du... Georg... schau... da ist der Bericht über den Vortrag, den du damals bei dem Aerztekongress gehalten hast... Dass sie sich das aufgehoben hat... (Lässt die Hände sinken, schaut zu Köhler hin.)

Dr. Köhler (leise, melancholisch): Es wird wohl noch mehr dergleichen dabei sein...

Wolfgang (legt die Zeitung hin, schaut wieder zu Köhler hinüber): Aber... sag' mir nur... das kann doch alles nichts anderes bedeuten... Hast du's gewusst, Georg?

Dr. Köhler (dreht sich um, hart): Nein... (Leiser:) Sonst stand' ich ja jetzt nicht hier in

---

Der letzte Kuss.

Eine kleine Episode aus einer grossen Zeit
von **Rudolf Huppert.**

Es war eigentlich keine Liebesheirat gewesen, die den angesehenen Industriellen Hans von Meynert mit der bildhaft schönen Frau Erna von Warnecke zu einem gemeinsamen Leben vereinte. Aber nichtsdestoweniger harmonierten die beiden jungen Leutchen mit ihren Anschauungen in jeder Beziehung. Beide waren überaus kunstsinnig veranlagt. Sie schwärmte für Musik, er für Malerei, die er auch in seinen freien Stunden mit grosser Leidenschaft ausübte.

So sehr aber auch Hans und Erna in allem und jedem eines Sinnes waren, der Altersunterschied, der zwischen ihnen bestand, war nicht wegzuleugnen. Er hatte mit seinen sechsunddreissig Jahren schon ein recht genussreiches Leben hinter sich, als Erna, kaum achtzehnjährig, seine Frau wurde. Ihre Eltern hatten auf ihre Erziehung unendlich viel Sorgfalt aufgewendet und sie von allem fernzuhalten verstanden, was ihr das Leben auch nur einigermassen freudlos gestaltet hätte. Aber wie alle jungen Mädchen sehnte sich auch Erna aus dem engen Käfig der traulichen Familienidylle heraus, ihr junges Herz und ihre edel empfindende Seele verlangten nach wirklichem Leben, nach Freude und nach Sonne.

Da trat Hans in ihr Leben. Auf dem Industriellenball lernte sie ihn kennen, so wie es die Eltern beiderseits, ohne ihr Wissen, vereinbart hatten. Er gefiel ihr. Sie tanzten viel miteinander, sie plauderten, lachten und ein paar Wochen später hielt schon Hans bei ihren Eltern um die Hand an.

Und als es Frühling geworden war, da waren auch Hans und Erna schon ein glückliches Pärchen, das in vollster Sorglosigkeit die Freuden des Lebens und der Glückseligkeit geniessend an der Riviera seine Flitterwochen verbrachte.

Eine Ueberraschung harrte ihrer, als sie nach Wien zurückgekehrt waren, in Form einer Villa, die ihnen ein Onkel als Geschenk gemacht hatte. In einer der vornehmsten und stillsten Gassen der Cottage stand diese Villa, die sich als ein reizendes architektonisches Werk präsentierte und Hans und Erna ein idyllisch-ruhiges Heim bot. In dieser kleinen, schmucken Villa wohnte das Glück mit ihnen und für angenehme Zerstreuungen sorgten gesellige Veranstaltungen, die Hans und Erna allwöchentlich für ihre zahlreichen Freunde mit auserlesenem Geschmack inszenierten.

Frau Erna fühlte sich an der Seite ihres Gatten sehr wohl. Den geringsten Wunsch bemühte er sich aus ihren lieben, rabenschwarzen Augen herauszulesen. Und wo sie auch erschien, stand sie im Mittelpunkte der Gesellschaft, was natürlich ihrer weiblichen Eitelkeit sehr schmeichelte.

Da kam mit einem Male, wie für alle, so auch für Frau Erna, ganz unerwartet der Krieg. Hans war Reserveoffizier gewesen und so musste er demgemäss gleich in den ersten Mobilisierungstagen an die Front abgehen. Schwere Stunden waren für Frau Erna gekommen und unendlich viel Tränen kostete sie der Abschied von ihrem Gatten, den die Uniform eines Husarenleutnants sehr schneidig kleidete.

Die Tage der Einsamkeit schienen Frau Erna endlos zu sein. In der kleinen Cottage-Villa wurde es täglich stiller und ruhiger, Frau Erna fand allmählich keine Freude an den fremden Menschen, die nur Sinn für Lustigkeiten empfanden, sie fühlte sich am wohlsten, wenn sie mit sich allein sein konnte und all des Glückes gedenken konnte, das ihr an der Seite ihres Gatten beschieden war.

Als der Krieg immer grössere Dimensionen annahm und es Sache mildtätiger Herzen war, sich der Verwundeten anzunehmen, da zögerte Frau Erna nicht einen Augenblick lang, sich ebenfalls in den Dienst des „Roten Kreuzes" zu stellen und in einem Spital das Amt einer Pflegerin zu übernehmen.

deinem Zimmer... (Atmet schwer.) Es wär' wohl auch manches anders geworden, wenn ich's geahnt hätte...

Wolfgang lässt sich auf seinen Sessel sinken, vergräbt das Gesicht in den Händen und schluchzt laut.

Dr. Köhler (kommt langsam näher, legt ihm die Hand auf die Schulter): Wolfgang...

Wolfgang stösst seine Hand weg, schluchzt weiter.

Dr. Köhler (weich): Wolfgang... Halt' dich zusammen... Komm jetzt mit mir... Wir wollen miteinander...

Wolfgang (richtet sich halb auf, unterbricht ihn): Wir zwei haben einander wohl nichts mehr zu sagen...

Dr. Köhler: So?... Glaubst du das?... Ich meine, wir haben einander jetzt erst recht vieles zu sagen... Sind wir einander so lange Freund gewesen, damit eine kleine Minute uns voneinander losreisst?... (Zärtlich:) Wolfgang...

Wolfgang: Lass mich... Ich hab' mit dir nichts mehr zu schaffen...

Dr. Köhler: Wirklich nicht?... Ich denke anders... Ich meine, wir haben jetzt um etwas Gemeinsames mehr in unserem Leben, etwas, was uns noch enger aneinander bindet... Weil es ganz rein geblieben ist...

Wolfgang: Geh nur... geh... Ich will mit dir nicht mehr reden... Ich ertrage den Gedanken nicht, lass mich...

Dr. Köhler (weich): Wolfgang... Denk' einmal nach... Denk' jetzt einmal nur an die Grete... Stell' dir nur einmal vor, was sie durchgemacht haben mag... Glaubst du, dass ihr das so leicht war, mich nichts — gar nichts merken zu lassen?... Begreifst du denn nicht, warum sie diese Liebe zu mir geopfert hat... und ein Stück von meinem Leben dazu?... Verstehst du denn nicht, was sie so klar gesehen hat?... Dass ich dich brauche und du mich... Dass diese alte Freundschaft für uns zwei vielleicht doch noch mehr bedeute als... Liebe... Willst du, dass dieses Opfer umsonst gewesen sei...?

Wolfgang weint, den Kopf auf den Arm gestützt leise weiter

Dr. Köhler (ist zu ihm getreten, streicht ihm zärtlich über die Haare, dann:) Wolfgang, wir wollen zusammenhalten... so wie sie es gewollt hat... Komm, geh jetzt mit mir...

Wolfgang steht langsam auf.

(Vorhang.)

Der sterbende Soldat.

In Blüten und in Sonnenschein
Sargt' ich mein junges Leben ein;
Da lieg' ich nun, in Schmerzen wach!
Weint niemand mir ein Tränlein nach?...

Ich müsst' ja schon dort drüben sein,
Beim Himmel-Höllen-Stelldichein!
Gott Vater, der du gnädig bist,
Schenk' mir noch eine kurze Frist!...

Ich kannte eine, schmuck und jung...
Holdselige Erinnerung!
Ward es im Herbst, ward es im Mai,
Mein ganzes Glück war mit dabei!...

Umspinnt ein Traum mir Herz und Sinn?...
Mein Mütterchen, wo späh'st du hin?
Es ward ja deinem Hätschelsohn
Der Gotteslohn, der Heldenlohn!...

Nun rückt das graue Dunkel an...
Heil dem, der sich noch retten kann!
O Felsengrat, o Sternenschein!
Will niemand mir verbunden sein?...

Fanfarenstoss, Gewitterdräu'n,
Scheinwerfer sprengen Fels und Rain!...
Ich eile schon!... Im Sturmeslauf
Nimm Vater mich in Gnaden auf!...

Leo Grünstein.

Grossvaters Tod.

Aus dem Polnischen nach Tadeusz Konczynski.

Er bewohnte das Eckzimmer in dem weissen Gutsschloss, das zwischen Birnen- und Apfelbäumen verborgen stand, jenen stämmigen polnischen Bäumen, die aus der Erde und der Sonne ihre Säfte sogen, um die Blätter und die reifenden Früchte zu nähren. Nichts beunruhigte sein Leben. Die Angehörigen sorgten dafür, dass der Widerhall von Schmerz und Leid, aber auch das Echo der Freude an der Schwelle seines Zimmers verstumme, damit eine allzu starke Erregung die im Erlöschen begriffene Lebensflamme nicht erschüttere.

Das achtundneunzigste Jahr der Lebenspilgerfahrt zählte man Herrn Anastasius Zapala nach, der alle seine Kinder überlebt und sich vor zehn Jahren bei seinen Enkelkindern niedergelassen hatte, um in Frieden und Andacht seine letzte Lebensstunde abzuwarten. Jeder Tag glich in seinem jetzigen Leben dem anderen, wie die Schläge der altmodischen Uhr, die mit unermüdlichem Eifer dicht über dem Kopf des im Sessel schlummernden Greises die Stunden ankündigte.

Man betrat das Zimmer, das er bewohnte, auf den Zehen und verliess es mit der grössten Vorsicht, damit der Wind nicht zufällig die Tür zuschlage, oder damit ein Gegenstand, den man anstiess, nicht polternd zur Erde fiele.

Der Greis mit dem zarten, seidigen, milchweissen Haar lächelte ebenso zum grauen wie zum sonnigen Tage, zu den nackten, schwarzen Stämmen im Herbst wie zu den unter der Last der Früchte sich beugenden Zweigen.

Er kannte sie gut — o, wie gut! Er war mit der Erde eng verwachsen, er liebte sie einst mit jugendlichem, ekstatischem Gefühl, er hatte sie mit seinem Herzensblut getränkt... Zur Erinnerung daran hing die zweiläufige, mit einer Schnur umwickelte Flinte, aus der er bei Grochowiski in dem letzten Aufstande geschossen hatte, am Ehrenplatz über dem Schreibtisch in der Nähe des Fensters. Der Alte führt keine Unterhaltungen. Zuweilen kam von seinen Lippen das süsse Wort „Kind", wenn er fühlte, dass ein Kuss auf seine durchsichtige Hand gedrückt wurde; dann verstummte er für lange Stunden und irrte mit seinen Gedanken in fernen Ländern des Jenseits umher.

Man wusste im Gutshof, dass der Tod jeden Augenblick einkehren, dass ein leiser Atemzug seine Seele ins Jenseits entheben konnte. Daher hielt man alles mit unermüdlicher Sorgfalt von dem Grossvater fern, was ihn aus dem Gleichgewicht bringen und seine an zarten Fäden schwingende Seele erregen könnte.

Die ganze Welt mit allen ihren Angelegenheiten, ob gering oder bedeutsam, blieb für seine Empfindungsfähigkeit unverändert, ebenso wie die ewige Sonne, die tagein, tagaus über dem weissen Gutshof kreiste, stets dieselbe blieb.

* * *

Auf den fernen Hügeln tauchten jeden Augenblick kleine weisse Wolken auf und verteilten sich wieder. Durch die Luft zog ein gedämpftes, bedrohliches Dröhnen, das die Bäume im Schlosspark erbeben und die Fensterscheiben in den Zimmern des Schlosshauses erklirren liess. Der sonnige, heisse Augusttag, an dem weder der Wind die Blätter bewegte, noch ein schwüler Druck eine Wetterveränderung ankündigte, war von einer unruhigen Fieberatmosphäre, von den Zuckungen einer unbekannten, furchtbaren Kraft, die aus weiter Ferne herbeizog, erfüllt.

Die Sonne näherte sich bereits dem Zenith, aber alles blieb unverändert. Herr Anastasius wurde durch die lange Erwartung des Gewitters ungeduldig; er wunderte sich, dass auf den Wegen keine Staubwolken aufstiegen, dass der Sturm nicht wie sonst mit seinen gewaltigen Flügeln gegen die Wände des Schlosshauses schlug. Und dennoch schienen Donnerschläge mit beängstigender Regelmässigkeit jeden Augenblick zu ertönen. Er befahl Michal, ihn in seinem Rollstuhl auf eine im Park gelegene Anhöhe zu fahren, die von Astern und Levkoien umsäumt war.

Der Diener zögerte zum erstenmal in seinem Leben. Er wusste nicht, was er tun sollte. Er kannte die Ursache des fernen Dröhnens, von dem der Fussboden im Schloss zitterte. Er bekreuzte sich und flüsterte:

„Gnädiger Herr, ein Gewitter ist im Anzug!"

„Unsinn! Fahr' zu! Ich will mich selbst überzeugen. Ein solches Gewitter habe ich noch niemals erlebt. Stundenlang rollt der Donner, und dennoch scheint die Sonne ungestört, und es regt sich kein Wind."

Der Diener sah sich verzweifelt, hilfesuchend um. Man hatte ihm streng angesagt, Herrn Anastasius unter keinem Vorwand auszufahren. Aber der Greis blieb unerbittlich. Er wurde lebendiger. In seinen Augen zuckte es neugierig auf. Die Lippen flüsterten unvernehmbare Worte. Die weichende Lebensenergie wollte die neue, unbekannte rätselhafte Erscheinung kennen lernen. Mit einer Gebärde, die keinen Widerspruch litt, befahl er dem Diener, ihn nach seiner Lieblingsstelle hinauszufahren, von der aus er das Lubliner Land weit übersehen konnte.

„Warum fährst du so langsam?" mahnte Herr Anastasius den Diener energisch, als der Rollstuhl sich durch die ansteigende Allee unter dem goldgelben Baldachin von Ahornbäumen der Anhöhe näherte. Der alte Diener bückte sich noch tiefer und stiess nunmehr ohne Widerspruch den mit buntem Damaststoff bezogenen Rollstuhl vor sich her. Noch ein paar Raddrehungen und der Sessel stand am Rand der Ebene.

Der Greis war bestürzt. An dieser Stelle, die sonst von keinem Menschen aufgesucht wurde,

---

Anfangs gab Hans sehr oft ein Lebenszeichen von sich. Der Inhalt der Briefe liess auch keine Zärtlichkeit vermissen. Aber mit der Zeit wurden die Feldpostbriefe immer seltener, bis sie schliesslich ganz ausblieben. Da wurde auch die Erregung von Frau Erna immer grösser und grösser, die junge Frau verfiel sogar körperlich sichtlich von Tag zu Tag und selbst schwere Herzkrämpfe waren oft genug an der Tagesordnung.

Doch eines Morgens brachte der Postbote wieder einmal ein Schreiben aus dem Felde. Wie Frau Erna aber sofort bemerkte, war es nicht die Schrift ihres Gatten, und tatsächlich rührte es auch nicht von ihm her, sondern war von seiner Regimentskanzlei abgeschickt worden. In diesem Schreiben wurde ihr in schonendster Weise mitgeteilt, dass ihr Gatte bei einem der letzten nächtlichen Gefechte den Heldentod fürs Vaterland erlitt. In äusserst schmeichelhaften Worten wurden auch darin seitens des Regimentskommandanten die schätzenswerten Charaktereigenschaften ihres Gatten gerühmt und ihr, der jungen Witwe, Trost gespendet.

Völlig fassungslos überlas Frau Erna immer wieder das Schreiben. Es war ihr, als müsste sie doch noch irgendwo herauslesen können, dass dies alles nicht wahr sei und ihr Hans noch lebe. Und wie Frau Erna die Briefhülle einer genauen Durchsicht unterzog, fiel tatsächlich noch etwas heraus. Ein kleines, geschlossenes Kuvert fand sich noch vor, das auf der Aussenseite von der Hand eines Regimentskameraden den Vermerk enthielt: „Es mag Ihnen, hochverehrte gnädige Frau, als Trost in dieser schweren Stunde dienen, dass ihr Herr Gatte Ihrer bis zum letzten Augenblicke gedachte und noch unmittelbar vor seinem Tode auf das mitfolgende Bild den letzten Kuss aufdrückte."

Mit fiebernder Erregung öffnete Frau Erna das kleine, geschlossene Kuvert, während ihre verweinten Augen so etwas wie Freude und Glückseligkeit auszudrücken schienen. Und mit einer gewissen stolzen Genugtuung lispelte sie vor sich hin: „Der letzte Kuss".

Da hielt sie schon ein Bild in ihrer zitternden Hand, sie schaute und schaute, es entfiel ihrer schwachen Hand und sie begann zu taumeln....

Ein schöner, blonder Frauenkopf war auf diesem Bild zu sehen, der mit dem Frau Ernas nicht die geringste Aehnlichkeit besass.

„Nein, nein, nein!" so schrie sie ein um das andere Mal. Das Herz begann sich zusammenzupressen, sie musste um Hilfe rufen.

Besinnungslos blieb sie auf der Erde liegen und ehe die Zofe den Arzt herbeizurufen vermochte, hatte Frau Erna ausgelitten.

Wie man Verse lese.

Aus dem Polnischen nach Leopold Staff.

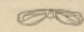
Begib dich mit dem Buche in der Hand
An der Fontäne spiegelklare Tiefe,
Zur Seite leg' dir Blumen, teure Briefe,
Die Mandoline, das vergilbte Band...

Und ist der Sonne letzte Glut entbrannt,
Gedenk der schönsten Stunden deines Lebens,
Und jener Nacht gedenk, da du vergebens
Den Blick zum Himmel flehend hast gewandt.

Und fällt aufs Buch dann eine Träne nieder,
Erschliess es. Und wie nie zuvor verstehen
Wirst du nun: Lenz, Glück, Sehnsucht, Herbsteswehen.

Und blickst du wieder in die Abendhelle,
Mit einer Blume zeichne diese Stelle
Und lies in deinem Leben sie nicht wieder.

Ella Mandel.



an der er früher sein Gebet um einen glücklichen Tod zu verrichten pflegte, stand eine Gruppe Menschen, die die Ankunft des Alten nicht bemerkt hatten. Sie starrten regungslos in die Ferne und spähten nach fernen Horizonten aus. Das einzige Fernrohr ging unter allgemeinem Schweigen von Hand zu Hand. — „Michal, brennt es?" fragte er.

„Ich weiss nicht, gnädiger Herr!"

Ein furchtbares Donnergetöse, das eine ganze Skala einzelner, schauriger Töne umfing, wiederholte sich alle paar Sekunden. In diese erschütternde, rhytmische Musik ergossen sich andere Stimmen, die sich bald wie das Aechzen eines von einem Geier entführten Kindes, bald wie das Heulen einer Hundemeute anhörte; diesen Stimmen folgte ein furchtbares Stöhnen, als würde die Erde von einem Ende zum anderen bersten.

Der Alte richtete das Haupt empor und legte die Hand ans Ohr, um die stärkeren Klangwellen aufzufangen. Plötzlich wurde er bleich, zupfte Michal am Aermel und flüsterte ihm ins Ohr:

„Das ist kein Gewitter... das ist ja... Kanonendonner!"

Das letzte Wort sprach er so laut, dass die anderen es hörten und sich ängstlich nach dem Greis umschauten.

„Grossvater!" riefen einige Stimmen. Die Gruppe verliess ihre Stellung und umgab eilig den Rollstuhl. Frau Sofja, die Lieblingsenkelin des Greises, kniete bei ihm nieder und bedeckte seine Hände mit heissen Küssen, ohne ein Wort zu sprechen. Der Alte fühlte heisse Tränen, die auf seinen Händen brannten.

„Sofja, du weinst," flüsterte er erregt. „Kind, ihr habt die Wahrheit vor mir verheimlicht... Dort tobt eine Schlacht, nicht wahr?"

„Ja, Grossvater!"

„Aufständische?" fragten seine bleichen Lippen flüsternd.

„Polnische Legionen mit den verbündeten Armeen."

Der Greis erbebte, richtete Frau Sofjas Haupt mit beiden Händen empor und blickte mit glänzenden Augen in ihre blauen, klaren Augen.

„Polnische Legionen", wiederholte er, „und die verbündeten Armeen?"

„Ja, lieber Grosspapa. Vom Baltischen Meer bis zu den Karpathen tobt ein grosser, furchtbarer Krieg. Er dauert bereits länger als ein Jahr... Wir haben es vor dir verheimlicht, aus Angst, dass diese Kunde... dich erregen könnte."

„Ich durfte nicht aus dem Leben scheiden," sagte Herr Anastasius, indem er dem jungen Weib das Haar aus der Stirne streifte, „ohne von diesem gewaltigen Ereignis erfahren zu haben. Jetzt verstehe ich eure stillen, heimlichen Gespräche, euer Leid, eure Tränen. Ich glaubte, ihr wolltet irgendein Familienunglück vor mir verheimlichen. Ich staunte über dein graues Haar, das dir eigentlich noch nicht zukommt. Du bist ja noch so jung!"

Frau Sofja drückte die Lippen fester auf seine Hand und sagte mit Stolz, obgleich in ihrer Stimme Tränen zitterten: „Mein Sohn ist mit ihnen."

„Dein Sohn?"

„Ja, er dient in den Legionen, mit achtzehn Jahren."

Herr Anastasius lehnte den Kopf an den Sesselrücken. Ueber seine wächsernen Wangen rollten silberne Tränen, während das Silberhaar seine Schläfen wie ein Heiligenschein umsäumte. Aber im nächsten Augenblick richtete er sich auf, seine Gesichtszüge wurden hart, in seinen Augen loderte ein Glanz aufgestapelten Willens auf.

„Sprich, Sofja, und ihr anderen alle!" sagte er mit seltsam klangvoller Stimme. „Krieg ist in unseren Landen? Legionen kämpfen.... und verbündete Armeen? Wer gegen wen?"

Sofja umfasste die Hände des Greises mit ihren zarten Händen und begann mit abgerissener Stimme zu berichten.

Vor mehr als einem Jahre ist ein europäischer Krieg ausgebrochen."

„Im Osten hat es begonnen, ja?" fragte der Alte.

„Ja, Grosspapa. Deutsche und österreichische Truppen haben jetzt fast das ganze Königreich Polen besetzt."

„Deutsche Truppen?" unterbrach der Alte. „Gegen wen kämpfen sie?"

„Gegen Russland!"

Der Alte atmete auf. „Deutsche Truppen gegen Russland?" wiederholte er mit kaum vernehmbarer Stimme.

„Ja, Grossvater. Und mit den Deutschen kämpfen als Verbündete die Oesterreicher, Ungarn und polnische Legionen."

Herr Anastasius umklammerte fest die Hand der Enkelin und sprach mit tieferregter Stimme:

„Im letzten Aufstand habe auch ich mitgekämpft, um Polen vom russischen Joch zu befreien."

Dann faltete er die Hände, senkte den Kopf über die Brust und begann zu beten.

Der Kanonendonner wurde immer mächtiger. Auf den fernen Anhöhen rollten sich schlangenhafte Truppenabteilungen auf. Kavallerietruppen sprengten vorüber, man sah durch das Fernrohr, wie die Batterien die Stellung wechselten, wie endlose Reihen der zersprengten Infanteristen aus den Klüften, Wiesen und Hainen hervortauchten. In den mächtigen Kanonendonner mischten sich immer häufiger die krachenden Schüsse der Infanteristen und das Prasseln der Maschinengewehre. Rauchwolken jagten hin und her, wie Nebelschwaden, die der Morgenwind verscheucht. Wie ein Geisir spritzte Erde haushoch empor, aufgetrieben von einschlagenden Geschossen. Blitze zuckten aus den Rohren der Geschütze. Die Schlacht war in vollem Gange und ihrem Nahen folgte die Gruppe auf dem Hügel mit einer Aufmerksamkeit, die das Blut rascher kreisen, den Atem stocken liess.

Auf dem Wege, der zum Schlosshof führte, zeigte sich in der Ferne eine Schwadron russischer Dragoner. Die Reiter sprengten in gewaltigem Galopp daher.

Alle Bewohner des Gutshofes starrten mit verhaltenem Atem auf die Reiterschar, die sicherlich wichtige Nachrichten brachte, denn sie verlangsamte den rasenden Ritt nicht für einen Augenblick. Sie huschten wie ein Traum durch die Einfahrtsallee und lenkten die Pferde direkt auf das Haus. Der anführende Offizier hatte wohl die auf der Anhöhe im Park Versammelten bemerkt, denn er zwang das Pferd mit den Sporen, über die Barriere zu setzen, und sprengte über die Blumenbeete vom Weg direkt die Anhöhe hinauf.

In einer Entfernung von zehn Schritten, die ihn von den um Herrn Anastasius gesammelten Verwandten trennten, brachte er das Pferd zum Stehen.

Er sprang aus dem Sattel, zog den mit Staub überdeckten Waffenrock glatt und trat auf die Versammelten zu.

„Ich bitte, den plötzlichen Ueberfall zu verzeihen!" rief er. „Aber der Krieg wartet nicht! Auf Befehl unseres Führers zieht sich die Front nördlich hinter Lublin zurück. In einer Stunde werden deutsche und österreichische Truppen in Lublin sein. Eine Schlacht der hinteren Truppen mit der feindlichen Armee und den mitkämpfenden Legionären kann jeden Augenblick entbrennen. Ich muss Ihnen mit Bedauern mitteilen, dass die Mauern des Purzycer Gutsgebäudes teilweise das Gesichtsfeld unseren Batterien versperren, die auf jenen Anhöhen aufgestellt sind." Er wies dabei mit der Hand nach Norden. — „Auf Befehl des Generals soll das Haus niedergebrannt werden!"

Wie um jede Gegenrede abzuschneiden, wandte er sich kurz um und stieg wieder zu Pferde.

Er salutierte, das Pferd fühlte die Sporen in den Flanken, und sprengte mit einem Seitenwurf hinunter, wo aus den Gebäuden bereits dicker Rauch, von roten Flammenzungen umschlängelt, aufstieg.

Alles geschah mit solcher Blitzesschnelle, dass die Bewohner des Purzycer Schlosses weder einen Schrei des Entsetzens noch eine Bitte laut werden lassen konnten. Sie standen wie erstarrt da. Es war keine Zeit geblieben, etwas zu retten, und so verharrten sie stillschweigend, zu einer Schar zusammengedrängt, und blickten auf das wütende Feuer, das ihre Habe zerstörte.

Herr Anastasius richtete sich in seinem Sessel auf, als begriffe er nicht das Unheil, das seine Angehörigen betroffen hatte, beugte sich in das Getöse hinaus, das aus dem Schlachtgewimmel mit den zischenden Granaten, Bomben, Schrapnellen und den Tausenden von Gewehrkugeln herüberbrauste, die ihr furchtbares Mähwerk verrichteten, und sprach mit gespannter Stimme:

„Von diesem Krieg haben unsere Grossväter, unsere Väter und unsere Enkel geträumt, sie haben ihn sehnsuchtsvoll erwartet!"

Er richtete sich aus eigener Kraft auf. Den Zitternden stützten die Arme der Enkelkinder. Er hob die Hand empor und machte nach allen Richtungen der Welt Zeichen des Kreuzes, während seine bleichen Lippen erschütternde Worte flüsterten:

„Ich segne diesen Krieg, der mein Volk aus Brand und Ruinen zum Licht und zur Freiheit hinausführen wird..."

Man legte ihn vorsichtig auf den Rollstuhl nieder. Er schloss die Augen, streichelte die Hände und die Gesichter seiner Angehörigen, die ihn umgaben und sagte noch:

„Ich segne euch alle an diesem Tage, an dem unsere Legionen auf Tod und Leben mit den Deutschen gegen die Russen kämpfen... an dem der polnische Adler emporfliegt... zu neuem Leben..."

Er verstummte und wurde regungslos.

Die blassen Reflexe des Feuers, das die Wohnhäuser verzehrte, und die feurigen Flammen der im Zenith stehenden Sonne küssten sein vergeistigtes Gesicht und den Heiligenschein seines Silberhaares.

Stefania Goldenring.

Baron Torresani.

(Zur zeitgemässen Erinnerung an eine Episode aus dem Gefecht bei Cimego, 21. Juli 1866.)

Heut' gilt's keine Feldschlacht mit flatternden Fahnen,
Heut' schleicht hinter Mauern der Feind auf den Zeh'n.
Baron Torresani, von Trani-Ulanen,
Sprengt vor mit dem Fähnlein den Feind zu erspäh'n.
Sie reiten und reiten — wo mag er wohl lauern,
Der Garibaldiner rotröckiger Schwarm?
Zur Rechten und Linken sind ragende Mauern.
Dort mag er wohl kauern, die Flinte im Arm.

Ein Reiter streicht gern über Felder und Hügel,
Doch nicht zwischen hallender Mauern Klippklapp.
Baron Torresani, sich wendend im Bügel,
Zählt acht seiner Leute, ihm folgend im Trab.
Er sieht seiner Polen vergnügliches Grinsen,
Er sieht ihre Blicke vor Kampffreude loh'n,
Da denkt er: Heut' hau' ich den Feind in die Binsen,
Denn acht solche Kerle genügen mir schon.

Doch muss man vor allem die Feinde erst haben,
Bevor man sie haut in die Binsen zu Kraut.
So denkt Torresani im hastigen Traben,
Er wünscht sich den Feind wie der Freier die Braut.
Da — Himmel und Hölle, wie eben sich wendet
Die Strasse, was torkelt ganz sorglos daher?
Es starren vor ihm, wie vom Blitzschlag geblendet,
Der Garibaldiner wohl tausend und mehr.

Baron Torresani, mit nichten verlegen,
Ruft „Hurra! Marsch! Marsch!" und umschlingt die Gefahr.
Er spornt seine Mähre und schleudert verwegen
Sich mitten hinein in die feindliche Schar.
Und hinter ihm hacken mit Picken und Säbel
Die tollkühnen Acht wie die Drescher im Korn,
Sie jagen einher wie ein blutiger Nebel,
Aufbrüllend in apokalyptischem Zorn.

Sie stürmen dahin durch die starrenden Tausend
Hinauf und hindurch und hinein in den Wust,
Der Tod mit der Hippe hält grinsend und schmausend
Der Feiertagsernte lautklappernde Lust.
Mit wildem Hurra und Hallo und Gezeter
Gebärden mit höllischem Lärm sich die Acht.
Es bläst wie ein Kriegsgott der Aushilfstrompeter,
Als kämen nicht acht, sondern hundert zur Schlacht.

Und sind auch nur acht wie der Sturmwind gekommen,
Sie haben wie hundert in Eile gesiegt.
Der Wälsche hat schändlichen Reissaus genommen
Und hat auch erbärmlich viel Schläge gekriegt.
Indessen — das kann ja nicht ewig so dauern.
Der Feind ist durchritten, vollendet die Tat.
Zur Rechten und Linken sind ragende Mauern.
Doch weiss Torresani verwegenen Rat.

Er spricht zu den Seinen: „Es ist uns gelungen
Von vorn sie zu hauen mit Grazie und Glück,
Nun wenden wir um, meine wackeren Jungen,
Und hau'n sie von hinten mit gleichem Geschick!"
Er lässt den Trompeter ein Jubellied blasen:
„Kehrt euch! Zur Attacke! Marsch! Marsch! und Hurra!"
Es meldet der Klingen bacchantisches Rasen:
Die Trani-Ulanen sind wiederum da!

Doch hat es der Feind unterdessen vernommen,
Es seien der närrischen Reiter nur acht.
Da hat, wer noch konnte, die Flinte genommen
Und fleissig den Acht in den Rücken gekracht.
Doch sind alle Kugeln vorüber gepfiffen,
Weil allen die Hände noch zitterten so,
Dass jeder am Zügel daneben gegriffen,
Des eigenen Lebens verwundert und froh.

Und als nun das Häuflein daheim bei den Seinen,
Da gab's ein gewaltiges Jubelgeschrei.
Man jauchzte sich zu unter Lachen und Weinen,
Und pries ihres Sieges aufleuchtenden Mai.
Baron Torresani sprang lachend vom Pferde,
Und meldet gehorsamst dem General Kaim:
„Vom Feind decken etliche Hundert die Erde,
Von Trani-Ulanen sind alle daheim!"

Franz Karl Ginzkey.

Frau Rat Goethe in Kriegszeiten.

Von **Friedrich Schiller**, Buchhändler in Wien.

„Meinen Sie, Prinz," so spricht in einer kleinen, aber für die Exposition und den Aufbau des Trauerspieles „Emilia Galotti" sehr wichtigen Szene, der Maler Conti, „meinen Sie, dass Rafael nicht das grösste malerische Genie gewesen wäre, wenn er unglücklicherweise ohne Hände wäre geboren worden?" — Dieser, von dem tiefsten Kunstverständnis Lessings zeugende Ausspruch ist, obgleich er oder vielleicht weil er paradox klingt, zum geflügelten Wort geworden und teilt das Schicksal der meisten zum Zitieren geeigneten Worte — in der Regel falsch zitiert zu werden. Wenn einem jemand im Gespräch dieses Zitat mit triumphierender Miene an den Kopf wirft, so sagt er in der Regel: „Meinen Sie, dass Rafael nicht der grösste Maler gewesen wäre usw." Lessing hat aber wohlweislich nicht „der grösste Maler, sondern „das grösste malerische Genie" gesagt und damit offenbar den Nachdruck auf das „innere Erschauen" gelegt, auf das Schaffen des Kunstwerkes in der Seele, im Gegensatze zur nachschaffenden, ausführenden Tätigkeit der Hände.

In ungefähr demselben Sinne kann man wohl sagen, dass es schriftstellerische Genies gibt, die ihre Werke nur innerlich gedacht und nie niedergeschrieben haben, und zu jenen darf man wohl auch die Frau Rat Goethe zählen. Die bändereichste Schriftstellerin tritt in der Erinnerung der deutschen Nation zurück gegen Katharina Elisabeth Goethe, deren Feder nicht der kleinste Roman, nicht das schmalste Gedichtebuch entflossen ist; dass Frau Aja ihrem Wolfgangerl, ihrem Hätschelhans, dass sie Johann Wolfgang Goethe ihre sieghafte, überquellende Frohnatur mit auf den Lebensweg gegeben hat, sichert ihr die bewundernde Verehrung der Deutschen und man sollte ihrer gedenken auch in diesen schrecklichen Tagen. Sie hat ähnliche erlebt und sie hat sich in all diesen Wirrnissen, in Krieg und Invasion die Tapferkeit und Wärme des Herzens, die Klarheit des Verstandes und nicht zuletzt ihre gute Laune bewahrt.

Ueber ihre äusseren Lebensverhältnisse und Schicksale wäre zu sagen: sie ist 1731 als Tochter des Schultheissen Johann Wolfgang Textor geboren, heiratete 1748, also siebzehn Jahre alt, den angesehenen, vermögenden, in Wissenschaft und Kunst sehr wohlbeschlagenen, aber etwas pedantischen und strengen kaiserlichen Rat Johann Caspar Goethe, der um einundzwanzig Jahre älter als sie war. Ein Jahr nach der Hochzeit (1749) schenkte sie ihm den ersten Sohn, vielmehr, schenkte sie der Nation ihren grossen Sohn, dann gebar sie noch einige Kinder, die aber sämtlich bis auf die Tochter Cornelie in zartem Alter, mittelbar durch den Krieg, nämlich durch die infolge des Krieges eingeschleppten Krankheiten starben. 1782 verlor sie den in seinen letzten Jahren kränkelnden und wenig zugänglichen Gatten und von jenen Tagen an wird der Briefwechsel der Frau Rätin, die an mündlichem und schriftlichem Verkehr viel Freude hatte, ausgedehnt und insbesondere die zum grossen Teil erhalten gebliebenen Briefe an ihren Sohn verbreiten ein helles Licht auf ihre Beziehungen zu dem Dichter.

Einem bedeutenden Menschen seinen Schulpack nachzuwägen, ist ein kindisches Vergnügen, aber wenn wir aus verschiedenen Anzeichen in den Briefen feststellen wollten, dass Frau Rat der Schulbank nicht viel verdankt — sie wäre die letzte, die uns eine solche Meinung übelnehmen würde. Was aber kein Schulmeister der Welt einem geben kann, besass sie in erstaunlichem Masse: offene Augen für alles Schöne und Gute in der Welt, klares Urteil über Menschen und Verhältnisse und ein grosses, warmes Herz.

Und mag sie in formaler Bildung hinter der Hofgesellschaft zurückgeblieben sein, sie machte doch gute Figur gegenüber den Grossen der Welt, gegenüber dem Herzog Karl August, der Herzogin Anna Amalia, ja selbst gegenüber der Königin Luise von Preussen. Und der berühmtesten Zeitgenossin, der Madame de Stael, trat sie mit den stolzen Worten entgegen: *„Je suis la mère de Goethe."*

Und noch eines leuchtet aus den Briefen hervor: eine unbändige Freude am Theater, die sie auch im hohen Alter nicht verliess. Von ihrer Loge folgte sie den Vorgängen auf der Bühne mit dem wärmsten Anteil und mit wohlwollender Kritik. Scharf war sie nur gegen das unartige Publikum und in Erwartung der ersten Aufführung von Schillers „Tell" schrieb sie: „Die Leute um und neben mir sollen sich nicht unterstehen die Nase zu putzen, das mögen sie zu Hause tun." Die Aufführungen der Frankfurter Bühne können ihrer Theaterfreude nicht Genüge leisten und sie veranstaltet deshalb im Freundeskreise Vorlesungen von Theaterstücken mit verteilten Rollen; so wird „Don Carlos" gelesen, und sie liest — mit fünfundsechzig Jahren — den Marquis Posa; zu Beginn des neuen Jahrhunderts, sie ist neunundsechzig Jahre alt geworden, wird „Wallensteins Tod" gelesen und sie übernimmt zwei Rollen, den Grafen Terzky (nicht etwa die Gräfin) und den Sterndeuter Seni. 1804 hat sie einmal einen besonders vergnügten Abend, da wird nämlich „Torquato Tasso" gelesen und die dreiundsiebzigjährige Mutter des Dichters liest mit Begeisterung den weltklugen Antonio.

Acht Jahre nach ihrer Verheiratung brachen die Stürme des siebenjährigen Krieges auch über Frankfurt los. Maria Theresia hatte sich, in der Hoffnung auf Wiedergewinnung von Schlesien, zu einer Koalition mit Frankreich gegen Preussens König Friedrich entschlossen. Eine Folge des Uebereinkommens war auch, dass französischen Truppen bereits seit Beginn des Krieges der Durchmarsch durch Frankfurt, freilich nur in kleinen Abteilungen, gestattet wurde. Aber am 2. Jänner 1759 erzwang eine grössere Abteilung des französischen Heeres nicht bloss den Durchmarsch, sondern sogar die Besetzung Frankfurts. Die Bürger dieser freien Stadt waren teils „fritzisch" gesinnt, wie der Vater Goethe, teils österreichisch, wie dessen Schwiegervater, der alte Textor und sein Anhang. Und es konnte nicht ausbleiben, dass der Zwiespalt in der Familie zu ärgerlichen Szenen Anlass gab, wenn auch die Berichte der Zeitgenossen über gegenseitige Beschuldigungen und Beschimpfungen etwas übertrieben klingen. Dem Hause Goethe war als Einquartierung der Leutnant du Roi Graf Thorane zugefallen; gewiss wäre es nicht schwierig gewesen, mit diesem sehr liebenswürdigen, weltmännisch gebildeten und künstlerisch veranlagten Offizier ein gutes Auskommen zu finden; aber, wenn es wahr ist, was der Chronist berichtet, dass Vater Goethe nach der für Frankreich günstig ausgefallenen Schlacht bei Bergen, dem Grafen zurief: „Ich wollte, sie hätten euch zum Teufel gejagt und wenn ich hätte mitfahren sollten", dann wird man sich nicht wundern, dass dem temperamentvollen Hausvater mit Verhaftung gedroht wurde; der Besonnenheit der Frau Rat, die sich in jener Zeit bemüht hatte, französische Sprachkenntnisse zu erwerben, gelang es, — was der Frauen allerschönstes Recht ist — die aufgeregten Gegner zu besänftigen, zu versöhnen.

Weit energischer, stürmischer und andauernder wurde Frankfurt dreiunddreissig Jahre später durch das Toben der französischen Revolutionskriege in Mitleidenschaft gezogen. Die geographische Lage der Stadt brachte es mit sich, dass alle kriegerischen Operationen der französischen Armee in erster Linie Frankfurt zum Ziele hatten; die gesellschaftliche Stellung der Frau Rat wiederum liess sie alle militärischen Vorkommnisse ungesäumt und sehr lebhaft spüren.

Seit 1792 trugen die Franzosen den Krieg an die deutschen Grenzen. Das linke Rheinufer ist durch sie bedroht, bald geht es verloren und Frankreich greift in die Bestimmung der deutschen Besitzverhältnisse ein, ohne genügend kräftigen Widerstand zu finden. Viele deutsche Fürsten richten schon die Blicke nach Paris.

Die französische Revolution und die Besorgnis, dass die Umsturzbewegung auf die benachbarten Staaten übergreifen werde, gab die Veranlassung zu einer Koalition, welche wenigstens teilweise der Gruppierung der Mächte in unseren Tagen entspricht. Oesterreich und Preussen vereinigten sich in dem Entschluss zur Einmischung in die bedrohlichen französischen Verhältnisse. Frankreich erklärte darauf den Krieg. Preussische und österreichische Truppen rückten nun 1792 in Frankreich ein, wurden aber bald zum Rückzuge genötigt und es wurde sogar das linke Rheinufer den Franzosen überlassen. Diese rückten siegberauscht in Deutschland ein und kamen auch bis Frankfurt. Ihr Anführer N e u w i n g e r erklärte, „dass er dem Rate einen Brief von General Custine zu übergeben habe, aber nur in dem „Römer". Als die abgesandten Ratsherren Bedenken zeigten, liess er sogleich die Kanonen auf Sachsenhausen richten. Diese Sprache war deutlich! Da liessen denn die Ratsherren, weil die Stadt zur Verteidigung gänzlich unvorbereitet war, die Zugbrücke nieder und die Franzosen zogen mit klingendem Spiele in die Stadt ein. (22. Oktober 1792.)

Bald aber rückten preussische und hessische Truppen heran, am 23. November schickte General K a l c k r e u t h von Bergen aus einen Stabsoffizier nach Frankfurt und forderte von den Franzosen die Uebergabe der Stadt. Sie wurde verweigert. Aber die Nähe der deutschen Truppen entflammte den Zorn der gedrückten Bürger zu offenem Widerstande gegen den französischen General von Helden. Die Frankfurter Handwerker entwaffneten die Franzosen und öffneten den Hessen das Tor. Den Franzosen blieb nur die Flucht übrig.

Ballade vom Rhein.

Aus dem Polnischen nach K a s i m i r - P r z e r w a T e t m a i e r.

Es ging ein blondlockiges Mägdelein
An jeglichem Morgen durchs Dörfchen zum Rhein,
Wo flutend und schaukelnd, mit Sonnenglanz gaukelnd,
Die Welle sich senkte und hob.

Und leiser und leiser sein Rauschen erklang,
Und kosend den rosigen Fuss er umschlang,
Wenn lieblich sich neigend, ins Wasser sie steigend
Zu Perlen die Fluten zerstob.

Und hat sie die schneeigen Schultern entblösst,
Schien's, dass aus der Tiefe ein Flüstern sich löst',
Und schmeichelnde Wogen kamen gezogen,
Gab sie dem Wasser sich hin.

Schon liegt ihr Haar mit goldigem Schein
Auf der Flut, schon netzt es und streichelt der Rhein,
Schon schimmern und schäumen die Wellen und bäumen
Empor sich, indem sie zersprüh'n.

Nun wallen sie wie in sehnsüchtiger Glut...
O Rhein! Es bleibt ewiglich kalt deine Flut —
Magst Liebe auch fühlen, die Wogen die kühlen,
Nie werden ein Herz sie erglüh'n!

Und zärtlich sieht sie in die Tiefe hinein
Und flüstert: Du grüner! Du herrlicher Rhein!
Ström' weiter und grüsse die Auen und fliesse
Durch unsere Weinberge hin...

Da kam einst der Herr von Drachenwalds Gau'n,
Der konnt' an dem Mägdelein satt sich nicht schau'n,
Entführt es zu Rosse, im herrlichen Schlosse
Nach Herzenslust dran sich zu freu'n.

Zum prächt'gen Gemache er zärtlich es trug,
Des Küssens und Kosens ward's nimmer genug —
„Du liebst mich, du Holde?" „Ich lieb' dich" — von Golde
Ein Mantel ihr Haar schien zu sein.

„Du liebst mich?" „Ich lieb' dich!... Ist Sturmesweh'n
Dies Rauschen?..." „O bliebe die Sonne doch steh'n!
Kein Morgen vertriebe die Nacht uns'rer Liebe!..."
„Sag', rauscht der Wald so mit Macht?"

„Ach küsse mich!..." „Ist es ein Regen, der wild
In Strömen vom Dache des Schlosses jetzt quillt?..."
„So rauscht kein Regen — der Wald ist entlegen...
Was also braust durch die Nacht?"

„Sieh' nach... Entsetzen entfärbt dein Gesicht?!"
„Kein Sturzregen ist's und der Wald ist es nicht —
Ein Wasser ergoss sich — zieht rings um das Schloss sich
Und wogt mit entfesselter Wut!"

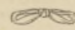
„O Liebster, ich fürchte mich! Liebster mir graut!
Ist sicher dein Schloss? Ist sein Wall hoch gebaut?"
„Es musst' aus den Meeren die Sonne nicht kehren,
Eh' Drachenwalds Burg nahm die Flut!"

„Doch siehe, Geliebter! Noch steigt sie und schwillt!"
„Umarme mich!..." „Drohend rauscht sie und wild..."
„O Liebster, verweilen wir hier nicht! Enteilen
Wir wo in sichere Hut!..."

„Schon dringt sie durchs Fenster!..." „Ach, rette mich! Flieh'n
Wir! Enteilen wir!" „Liebchen! Aber wohin?"
„Zum Turm!" „Eh' zur Türe ich dich auch nur führe,
Holt schon uns die Sturmflut ein!..."

„Ach!... Rette!..." „Umklammere mich! O Gott!
Ich sinke... Den Leuchter fass'!... Teuflischer Spott!
Steigt Welle auf Welle aus Schlünden der Hölle?!..."
„Hilf Himmel! Der Rhein ist's, der Rhein!..."

Ella Mandel.



„Hier sieht es bunt aus“ — schreibt Frau Rat zwei Tage nach der Wiedereroberung, am 4. Dezember 1792 an ihren Sohn nach Weimar — „seit vorgestern haben die Hessen unsere Stadt ocubirt — Gott gebe dass sie sich drinnen erhalten, sonst möge es curios mit uns aussehen. Diesen Brief schreibe ich auf Befehl — doch thut mirs leid, dich aus deiner ruhigen Lage heraus zu ziehen, in eine Gegend, wo mann in beständiger Angst lebt und athmet. Biss vorgestern hatte ich noch immer guten Muth — aber nun bin ich sehr schwermüthig — so was lässt sich nicht Schreiben. Ich bin eine schlechte geografin — will dir also nur melden — dass der gantze Landstrich von Speyer, Worms und Maintz unsicher — und du auf dieser Rutte nicht her kommen kanst. Ich weiss nicht ob ich wünschen soll, dich bald zu sehen oder ob das Gegentheil zuträglicher wäre — Gott mag es lencken, ich weiss nichts. Lebe wohl! und schreibe wenigstens dass man erfährt an was mann ist. Ich bin wenigstens vor jetzt, die verstimmte und sehr unruhige

Frau Aja.“

Zehn Tage später ist ihre gute Laune wieder hergestellt.

Am 14. Dezember 1792.

„Wir leben hier in täglicher Angst und Gefahr — und wenn ich ein gran Furcht mehr hätte, als ich Gott sei Dank nicht habe, so ginge ich in die weite Welt — so aber soll und muss ich abwarten. — Ich habe einen Offizier und zwei Gemeine zur Einquartierung, es sind Hessen — gute Leute, aber unter uns gesagt, sehr arm — ich muss sie füttern — die Franzosen hatten die Hüll und die Füll —“

Und als echt weibliche Nachschrift die Sehnsucht nach der Modenzeitung:

„Es ist eine Ewigkeit, dass ich kein Modejournahl und keinen Mercur gesehen habe.“

Die Freude der Frankfurter, von der französischen Invasion befreit zu sein, wurde durch den Umstand beeinträchtigt, dass Mainz noch in französischen Händen war. Frau Rat hat Angst, dass Custine wiederkehren und furchtbare Rache an dem deutsch-patriotischen Frankfurt nehmen werde. Dieser Besorgnis gibt Frau Rat in folgendem Briefe Ausdruck:

19. Dezember 1792.

„Hier leben wir in Furcht und Erwartung der Dinge die kommen sollen — die Höchsten und Hohen Herrschaften versichern uns zwar dass alles gut gehen werde, das ist verdolmetscht, dass die Franken nicht wieder kommen würden — so lange aber Maintz nicht in deutschen Händen ist — dürfen wir noch nicht Victoria rufen und die Wolfhaut noch nicht feilbieten. Ihro Durchlaucht die Frau Herzogin Amalia haben die Gnade gehabt mich wegen der Kriegsunruhen nach Weimar zu invitiren — dancke Hochdenselben in meinem Nahmen — und sage dieser vortrefflichen Fürstin — ich hätte guten Muth der Gott der mich biss hierher gebracht würde weiter sorgen.“

Immer von neuem kehren die Klagen über die Einquartierungen wieder, aber gleichzeitig der Ausdruck des festen Willens, nicht zu verzagen, auf Gott zu vertrauen und alle Beschwernisse des Krieges mit Ruhe zu ertragen.

Am neuen Jahrestag 1793.

„Gott bewahre unsere Stadt vor einem Bombartement — denn da könnten wir alle arm und elend werden — und also die Entreprisse ganz natürlich mit — das wollen wir nun nicht hofen, sondern Gott vertrauen — und den Deutschen Glück und Segen wünschen. Ich trage was ich nicht ändern kan mit Gedult warte auf bessere Zeiten ängstige mich aber nicht vor der Zeit — nur ist mir unter uns gesagt die deutsche Einquartierung lästig — Bey den Frantzosen wenn mann da gemeine hatte hatte man keine Officire und umgekehrt — Jetzt habe ich zwei Officire und zwey gemeine — da werden nun stait einer Stube zwey geheitzt, das bei dem theuren Holtz eine garstige Speculation ist — ferner hatten die gemeinen Francken Fleisch, Reiss und Brod im Ueberfluss — diese haben nichts als elendes Brod — die französische Officiere wären lieber Hungers gestorben, als dass sie was gefodert hätten, diesen muss mann es sogar auf die Wache schicken.“

Am 22. Januar 1793.

„Unsere Situation ist immer noch die nehmliche. — Ich futtere noch 2 Hessische Officiere und 2 ditto Gemeine. Wenn die Menschenkinder nur nicht den gantzen Tag Toback rauchten, meine Zimmer sehen aus wie eine Wachtstube!“

Etwas verdrossen und missmutig klingt ein Brief vom 7. Februar 1793:

„Wir haben jetzt die königliche Garde von Potzdamm hier — ich habe einen Kapitain und einen Leutnandt — desgleichen vier Gemeinen! Im Vertrauen seije es dir gesagt — ich fange an das Ding hertzlich müde zu werden — die Ordnung und Ruhe war in meinen jungen Jahren schon mein Element — und jetz da ich alt bin ist es mir gantz und gar Bedürfnis — seit anno 1790 treibe ich mich in beinahe ewigem Taumel herum — Mein Haus sieht zum Erbarmen schmierig — und ist die Historia zu Ende — so brauche ich ein volles Jahr biss alles wieder in vorigen Stand kommt.“

15. März 1793.

„Ich habe jetzo eine sehr brave Einquartirung — und ich rechne es mir vor ein wahres Unglück, dass sie in ein paar Tagen fortgeht — was ich hernach bekomme muss in Geduld erwartet werden — Wir können Gott nie genug dancken, dass wir noch so zur rechter Zeit von den Freiheitsmännern sind befreit worden! Wenn wir sie nur nicht wieder zu sehen kriegen! Gantz bin ich noch nicht beruhigt, so lange Maintz — Worms und Speier in ihren Händen und sie nicht über den Rhein gejagt sind.“

26. April 1793.

„So nahe der Schauplatz des Krieges bey uns ist, so ists so ruhig als wenn das grosse Werck am Ende der Welt vor sich ginge — Lange währet es mit dem bedauerungswürdigen Maintz — Gott gebe dass es bald in deutsche Hände kommt. Ohngeachtet die Stadt vorjetz wenig besetzt ist, so habe ich doch von den wenigen noch mein Theil, und was das lustigste bei der Sache ist, einen Stock-Frantzosen der kein Wort Deutsch kann.“

An Christane Vulpins ist ein Klagebrief vom 20. Juni 1793 gerichtet:

„Sie können nicht glauben, wie lange uns die Zeit wird, biss Maintz wieder in deutschen Händen ist — denn so lange die Freiheits-Männer es im Besitz haben, dürfen wir noch nicht Jubilieren. Doch Gott lebt noch! Und es kann alles besser gehen als Viele jetzt glauben — Ein einziger Augenblick kann alles umgestalten, sagt Gevatter Wieland — Verzeihen Sie, dass ich Ihnen von Krieg — und Kriegsgeschrey so was vor tragire — wir sehen und hören aber Tag — täglich nichts als Bomppen — Kuglen — Pulver Wägen — Blessirte — Krancke — Gefangene und dergleichen. Tag und besonders Nachts gehts Canoniren beynahe in einem fort...“

25. Juni 1793.

„— Auch habe seit dem 23. Juni wieder Einquartierung — einen krancken Hauptmann der von Hüffer heisst und von Landau kommen ist, um sich hier Curiren zu lassen — Er hat eine Soldatenfrau bey sich, die ihm in meiner Küche kocht — einen Bedienten und Reitknech — sind alle gar brave Leute die mit ihrem Logie sehr zufrieden sind — und mich wenig incommodiren. Freilich tut ihnen auch das gute Essen und die weichen und reinlichen Betten überaus gut.“

Trotz der am 22. Juli 1793 erfolgten Einnahme von Mainz und anderer Erfolge mussten dennoch am Schlusse des Jahres die Oesterreicher auf das rechte Rheinufer, die Preussen

Die Füsse.

Kriegsskizze von A. De Nora.*)

In jenen Septembertagen war er gekommen, als die Russen über den Njemen getrieben wurden und an den Strassenecken die ehernen Sätze des Generals Hindenburg Sieg läuteten. War es nicht ein heisser sommerlicher Sonntag gewesen? Schwärmten nicht noch die Bienen um die vollen Malvenbüsche des Lazarettgartens? Sassen auf dem Dachreiter der Hauskapelle nicht die schwatzenden Stare und klimperte nicht der Springbrunnen mit weichen Tropfenfingerchen seine Triolen und Läufe herunter?

Blank in Weiss gekleidet erwarteten in der weissen Eingangshalle die Aerzte und Schwestern den ersten Transport. Ihr Lazarett hatte sich gestern bereit gemeldet, blitzsauber wie ein porzellanenes Badezimmer, und heute morgen war die Zuweisung des Generalkommandos eingetroffen. Schlag zwölf Uhr würden sie hundert Mann von den östlichen Schlachtfeldern erhalten.

An der ganzen Strasse entlang, die zu der Anstalt führte, stand der neugierige dumme Grosstadtpöbel, der immer zusammenläuft, mag es sich um Freud' oder Unglück handeln. Dann fuhren die vermummten Trambahnwagen vor — acht, zehn, zwölf, ein ganzer Bahnzug, und die Rotbekreuzten brachten Bahre um Bahre hinter den Zelttüchern hervor.

Welches Elend! Welche armen, blassen, lieben Gesichter! Wie Masken sahen sie aus, weiss mit kohlschwarzen Brauen und Bärten, und tiefen, leer scheinenden Augen. Wie Masken trugen sie rechts und links auf den Wangen einen roten Fleck — der strafte das Weiss Lügen. Wie Masken lagen sie grell und reglos auf den flachen Matratzen, bis zum Kinn zugedeckt, so dass man nur die Köpfe erblickte. Ein Maskenzug, nie zu vergessen!

In der Halle herinnen deckte man sie auf, und nun wurden Menschen daraus. Soldaten, Männer in feldgrauer Uniform, oder wenigstens von ihr umhüllt, wo die Verbände das Hineinschlüpfen verboten. Sie lagen auf der Bahre, wie sie auf dem Schlachtfelde gelegen. Röcke und Stiefel starrten noch von der Erde Russlands, nur das Blut und die Blumen daran waren deutsch. Fast in allen Knopflöchern leuchteten Rosen, Nelken und Vergissmeinnicht, fast in allen Taschen zerkrümelten sich Zigarren und Zuckerwerk, von tausend Händen in den Zug der Verwundeten gebracht.

Die Aerzte und Schwestern nahmen sich schnell der Pflegebefohlenen an, und schon eine Viertelstunde später waltete in allen Zimmern emsigste Arbeit.

Der Mann im Bett 5 des kleinen Gartenpavillons war einer der ersten, die in Ordnung kamen. Er hatte ohne Hilfe seine Kleider selbst abgelegt, das Nachtkästchen mit den paar Habseligkeiten seines Tornisters gefüllt und sah nun schüchtern, fast verlegen, das blühweisse Bett an, ob er in all dieser Reinheit wohnen dürfe. Dann tat er einen langen erlösenden Seufzer und krabbelte hinein. Die linnenübernähte Wolldecke zog er bis an die Nase empor und verhielt sich ganz still wie jemand, der froh ist, möglichst lange unentdeckt zu bleiben. Doch diese Nase, ein starker, grosser und bezeichnender Weiser, ragte zu weit in die Luft, um ihn zu verbergen, und vibrierte ängstlich wie ein Schmetterling mit den durchsichtigen roten Flügeln. Seine kleinen schwarzen Augen zickzackten scheu durch den Saal gleich Fliegen. Aus dem Weiss der Kissen dunkelte sein wolliger Schopf, als säss' eine Krähe im Schnee.

Der Arzt trat liebevoll an sein Lager und redete ihn an: „Wo sind Sie verwundet, Kamerad?“

Aus den Kissen, hinter dem Rand der Bettdecke hervor kam es zögernd: „Ich bin nicht verwundet, Herr Arzt.“

Er sagte nicht „Herr Doktor“, er sagte „Herr Arzt“, wie man „Herr Pfarrer“ oder „Herr Graf“ sagt. Mit einer feierlichen, ehrfurchtsvollen Betonung, die der seltsamen Titulation alles Lächerliche nahm.

Der Doktor stutzte.

Ueber das Gesicht des Soldaten, bis in die Nasenspitze hinauf, huschte ein sonderbares schmerzliches Lächeln.

„Ach so, Sie sind anderweitig verletzt?“

„Ich bin gar nicht verletzt, Herr Arzt.“

Da begriff der Fragende.

„Ein innerliches Leiden, nicht wahr? Wo fehlt es? Erzählen Sie einmal!“

Die schmalen blinzelnden Augen des Gefragten glommen feucht von zerdrückten Tränen. Wie hatte er sich vor diesen Fragen gefürchtet! Wie schrecklich war es, diese Antworten geben zu müssen! Wie peinvoll, sagen zu müssen, dass — dass — Er stiess ganz verzweifelt hervor:

„Ich habe auch kein innerliches Leiden. Man hat mich zurückgeschickt, weil — weil ich nicht mehr mitkonnte, Herr Arzt...“

Das Schluchzen war ihm so nahe wie dem Blitz der Donner. Der Arzt suchte ihn zu beruhigen und — erriet jetzt. Um die Probe auf seine Vermutung zu machen, begann er unvermittelt die Personalien aufzunehmen.

Der Kranke war zwanzig Jahre alt, kriegsfreiwilliger Musketier in einem ostpreussischen Regiment und hiess Isidor Goldstein.

Ein Lächeln überglitt die Lippen des Fragers. Er zog die Decke von den Zehen des kleinen Juden und erkannte sofort sein Uebel. Das Erdübel dieser Rasse. Die platten Sohlen ihrer

*) Wir entnehmen diese ergreifende Kriegsskizze mit freundlicher Zustimmung des Verfassers und Genehmigung des Verlages „Reclams Universum“.

auf Mainz zurückgehen. Wiederum gibt sich für die Frankfurter Gelegenheit, ihren Patriotismus zu betätigen. Mit Freude berichtet Frau Rat:

23. Dezember 1793.

„Hiebey kommt ein Stück von unsern Anzeigblättgen da sehe und sey Stoltz dass du ein Frankfurter Bürger bist. Wöchendtlich sind schon 3000 fl. beysammen die jede Woche bis zum ersten Mertz vor Lebensmittel vor unsere Brüder die braven Deutschen bestimmt sind. Das heisse ich doch deutsches Blut in den Adern haben. Unsere Kaufmanns Söhne aus den ersten Häussern — tragen alle Uniformen und sind mit den geringsten Schuster und Schneider einverstanden ihrer Vaterstadt im Fall der Noth beyzustehn — unsere Brave Sachsenhäusser sind aufs Quartieramt gegangen — und haben gebethen wann Truppen zum Einquartiren kämen, so möchte mann sie ihnen geben. Leute die ein stübgen — und grösstentheils unbemittelt sind — unsere Metzger haben fast keine Hembter mehr — sie haben sie alle in die Hostpitäler getragen — und das alles aus gutem Hertzen und freyem Willen — es ist niemand eingefallen ihnen so was zuzumuthen — nun verwunder mann sich noch dass Frankfurth reich wird — grünt und blüht — Gott muss ja das belohnen! Jetzt genung von meinen braven Landsleuten — wogegen sich alle andre Reichsstädte verkriechen müssen.“

Während viele Frankfurter sich in Sicherheit zu bringen suchen, will die tapfere Frau von einer Flucht nichts hören. Goethe, der um das Schicksal der Mutter besorgt war, bat sie wiederholt, nach Weimar zu kommen. Aber sie lehnte stets ab und er notiert in seinen Annalen: „— sie fühlte keine Sorge für ihre Persönlichkeit, sie bestärkte sich in ihrem alttestamentlichen Glauben und durch einige zur rechten Zeit ihr begegnende Stellen aus den Psalmen und Propheten in der Neigung zur Vaterstadt, mit der sie ganz eigentlich zusammengewachsen war, weshalb sie denn auch nicht einmal einen Besuch zu mir unternehmen wollte. Sie hat ihr Bleiben an Ort und Stelle entschieden ausgesprochen.“

13. Jenner 1794.

„Vor deinen lieben Brief vom 8ten Jenner worinn du mir deine Hülte zu meinem fortreissen so hertzlich und liebevoll anbietest — danke ich dir recht von Hertzens grund. Ich habe noch zur Zeit nicht die geringste Furcht — eben so wenig denke ich ans Weggehen — Ein panischer Schrecken hat sich freylich über gantz Franckfurth verbreitet — und es wäre kein Wunder wenn man mit dem Strudel fortgerissen würde — Furcht steckt an wie der Schnupfen — ich hüte mich daher so viel ich kan den Memmen auszuweichen — um mir den Kopf nicht auch verdrehen zu lassen — doch ist das sehr schwer zu vermeiden — denn es ist ein Gemeinplatz wo (wie bey Feuer Unglück) jede Ganss und jeder Strohkopf sein Scherflein wischi waschi anbringen kan — und wie ein Kind dem die Amme ein Gespenster Mährgen erzählt hat sich vor dem weissen Tuch an der Wand entsetzt — gerade so gehts bey uns — Sie glauben wenns nur recht fürchterlich klingt (wahrscheinlich oder nicht das wird nicht mit kaltem Blut untersucht — das ist alles eins, je toller je glaubwürdiger) **alles**. Zum beweiss nur (unter Tausendt) ein Geschichgen. Den 3. Jenner kommt Abends um 7 Uhr Frau Elise Bethmann im Nachthabit, ausser Odem zu mir gerent — Räthin! liebe Räthin! Ich muss dich doch von der grossen Gefahr benachrichtigen die Feinde bompardiren Mannheim mit glühenden Kugeln — der Commandant hat gesagt, länger als 3 Tage könte er sich nicht halten und dergleichen mehr. Ich bliebe gantz gelassen — und sagte eben so kalt — wie machen sies denn — dass sie Mannheim beschiessen können — sie haben ja keine Batterien schiessen sie denn vom flachen Ufer hinüber — da werden ja die Kugeln biss sie über den breiten Rhein kommen wieder kalt — und was der Commandandt zu thun gedenckt, wird er schwerlich austrommeln lassen — woher weiss denn das euer Coresspondtend — schreibe du ihm, er wäre ein Hasenfuss — So ein Gerüchte verbreitet sich nun, und da die Bethmanns als gewaltige Leute bekandt sind, so glaubt alles sie habens aus der ersten Quelle — da dancke ich nun Gott, dass ich so viel Verstand habe das trierum trarum nicht zu glauben — und das lustigste ist, dass sie alle gute Nachrichten nicht glauben. Vorgestern ist mein Nachbar Dubari mit Frau und 6 Kinder auch auf und davon. Ich wollte nur dass alle feige Memmen fort gingen, so steckten sie die andern nicht an. All das Zeug und wirr warr hat mir nun Gott sey Danck noch keine trübe Stunde gemacht — ich schlafe meine 8 Stunden nett hinweg — esse und trincke was manirlich ist — halte meine Montag Commpanie auch die ditto Sontag in Ordnung — und welches das beste ist, befinde mich wohl. Den plesirten Leutnant habe ich nicht bekommen, davor aber einen Preussischen Obristen nahmens Jungherr mit 4 seiner Leute — die glauben nun wenigstens im Paradies zu seyn — aber was die auch fressen!! die waren so ausgehungert dass es ein Jammer war!“

6. Feber 1794.

„Wir haben wieder Winterquartire die Hüll und die Füll! 3 Battalion Preuschisch Garde — so viele plesirte und Krancke — dass die Obrigkeit genöthigt war vorige Woche doppelte Einquartirung ankündigen zu lassen — Wollen sehen wie wir uns durchdrücken — nur das Holtz ist eine theure Speculation — du hast gesehen wie gut ich mich vershen hatte zwey Jahre hätte ich vor mich dran gehabt — aber! aber! das marschirt — mein krancker Obrister geht wie nathürlich nicht vor die Hausthüre — also wird den gantzen Tag eingeheitzt — bekomme ich nun noch einen — dann wirds schön werden — Was das alles am Ende noch werden soll — das weiss glaube ich der grösste Politiker nicht.“

Zwei Jahre später (1796) war Frankfurt wieder arg umstritten von österreichischen Truppen unter General von Wartensleben, die im Kampfe mit den Franzosen unter General Kleber standen. Frau Rat rettet, wie Goethe schreibt, ihre Habseligkeiten in feuerfeste Keller und flüchtet über die freigelassene Mainbrücke nach Offenbach. Aber nach drei Tagen kehrt sie, da die Kapitulation beschlossen war, wieder zurück. Der Stadt wurde eine Kontribution von sechs Millionen Franken in Gold und zwei Millionen in Lieferungen auferlegt. Man sieht, dass Frankfurt als reiche Stadt eingeschätzt wurde. Mit Opfermut steuerten die Bürger so viel als möglich zusammen. Die Stadt verpflichtete sich, das Geld zu vier Prozent auf sechs Jahre zu verzinsen. Aus den Kirchen und von den einzelnen Familien wurde Silber herbeigeschafft. — „Pfarrer Starck“, so schreibt Frau Rat, „gab sein schönes Münzkabinet hin. Die ärmsten Leute brachten die Patengeschenke ihrer Kinder dar — um Geld daraus zu schlagen. — Ich hatte nur soviel als ich zum täglichen Leben brauchte — geben musste ich — auch hätte ich mich zu Tode geschämt und gegrämt — also Geld herbei! Aber woher! Jeder brauchte das seine vor sich selbst — ich war nicht allein in diesem Falle — endlich erbarmte sich ein unbescheidener Jude aber zu 9 Prozent und nach Versatz von drei kaiserlichen Obligationen!“

1. August 1796.

„Du verlangst die näheren Umstände des Unglücks unserer Stadt zu wissen. Dazu gehört eine ordentliche Rangordnung um klahr in der Sache sehen zu können. Im engsten Vertrauen sage ich dir also, dass die Kayserlichen die erste ursach gewessen sind — da sie nicht im stande waren die Frantzosen zurück zu halten — da diese vor unsern Thoren standen — da Franckfurth keine Festung ist — so war es Unsinn die Stadt ohne dass sie den minsten vortheil davon haben konten ins unglück zu bringen. Mit alledem wäre allerwahrscheinlichkeit

---

Füsse, die vielleicht von jahrtausendlangem Schürfen unter Zwerchsack und Krämerbündel zusammengesunken sind, vielleicht von der Last des Rückens, den der uralte Wanderfluch und die Herrenfäuste der Bedrücker gebogen, die vielleicht dem Boden sich anschmiegen gelernt, weil sie nicht gelernt ihn zu zerstampfen. Diese kriechenden Judenfüsse hatten versagt, als es dem Siege nachzueilen gegolten... War's nicht so?

Der junge Soldat stotterte zögernd die Bestätigung der Diagnose. Er habe ja gerne mitgewollt, er sei ja marschiert, marschiert durch ganz Masuren und halb Polen — und schliesslich am Wege liegen geblieben wie ein kranker Hund. Konnte er dafür? Was hätte er tun sollen?

Die Worte hatte er immer dumpfer, tonloser emporgestöhnt und die Decke dann bis über die Stirn geschoben, um seine Augen zu verbergen. Da der Doktor sanft seine Hände ergriff und ihm gütig zuredete, brannte ein kaum verhohlenes Erstaunen in seinen Zügen. Als müssten sofort all seine Zweifel und Aengste Erlösung finden, schloss er mit der Frage: „Werde ich wieder hinauskommen, Herr Arzt?“

Der glaubte die Gründe zu verstehen. „Haben Sie keine Sorge,“ sagte er, „dass es zu bald geschieht! Sie können tüchtig ausruhen, mein Sohn! Mit Leib und Seele.“

Da riss der arme Kerl die Decke vom Gesicht. Es war ganz rot überrieselt wie das Gesicht eines jungen Mädchens im Beichtstuhl. Aus Scham über eine geheime Sünde, die der Priester erraten? Oder aus Freude, losgesprochen zu sein? Oder...?

Hastig, fast zornig schien er es zu enthüllen und wollte etwas erwidern: „Herr Arzt... Herr...“

Doch dieser hatte sich erhoben und schritt schon dem nächsten Bette zu, worin ein junger blasser Bursche mit schweren Atemzügen keuchte, weil die verletzte Lunge nicht zu husten wagte. Ueber ihn beugte sich horchend jetzt der Körper des Untersuchers und kehrte dem Soldaten Isidor Goldstein seinen breiten Rücken. So schlossen sich dessen Lippen, ohne ihren Satz zu Ende zu bringen, und die pechschwarzen Augen starrten wie verwundert diesen Rücken an. Wie Kinderaugen, die in eine dunkle Kammer blicken. Dann füllten sie sich langsam mit Tränen.

Eine Schwester trat heran, da sie ihn weinen sah, und fragte, ob er sehr leide, wo seine Wunde sei. Und es entstand das erste Frage- und Antwortspiel wieder. Nur dass er statt „Herr Arzt“ zu ihr „Fräulein Nonne“ sagte.

Ja das Spiel begann in den nächsten Tagen noch oft, als wollte es ihn höhnen. Der Hausverwalter, der Feldwebel vom Dienst, die Oberin — alle mussten sie seine Geschichte noch einmal aufnehmen, und bald fanden sich auch Besucher ein, um den armen Verwundeten Liebesgaben zu überreichen und sich mit ihnen zu unterhalten. In jedem ihrer Gesichter sah er dann, wenn sie bei ihm waren, jene schnell auftauchende Enttäuschung, die ihn wie ein Peitschenschlag traf, jenes leise bald besser oder schlechter unterdrückte Lächeln, das ihm alles Blut zum Herzen trieb, und die auffallende Eile, mit der man von ihm weg sich zu den andern wandte. Sogar die Kameraden im Saal begannen ihn aufzuziehen.

„Wo bist du verwundet?“ riefen sie ihm zu, und wenn er, wie seit jenem Aufnahmetage, die Lippen zusammengepresst hielt und zur Zimmerdecke emporstarrte, lachten sie:

„Nirgends, Herr Arzt. — Plattfuss, Fräulein Nonne.“

Anfangs wurde er immer rot und ein paarmal entschuldigte er sich: „Kann ich dafür? Ich will ja wieder hinaus! Ich gehe ja hinaus, sobald ich geheilt bin!“

Aber sie glaubten ihm nicht. Er hatte Schmerzen, doch niemand wusste, wovon. Kreuzschmerzen? Sie witzelten: „Rotkreuzschmerzen ...“ Die Sohlen taten ihm weh. Sie wörtelten: „Das Versohlen.“

Da liess er sie reden. In der Nacht aber lag auch er zähneknirschend oder still weinend auf seinen Kissen.

Rote Tage stiegen aus der Finsternis herauf und hielten ihm ihren Hexenspiegel vors Gesicht.

In dem Spiegel sah er eine grosse zwiebeltürmige Stadt. Die Häuser des Judenviertels eng aneinander geduckt wie vom Hunde verbellte Schafe. Huji, der Hund bellte wirklich! Laut und wild, wütend und kettenfrei! Bellte, heulte Mord, sprang durch die Gassen, biss um sich, schäumend nach Blut — und war ein richtiger russischer Wolfshund, der auf den Namen „Pogrom“ dressiert war.

In dem Spiegel sah er einen halbdunkeln Trödelkeller, darin hantierte ein kurzbeiniger, belockter Jude unter allerlei Uniformen, Mützen, Frauenröcken, Wirtschaftsdingen und Waffen. Kaufte, verkaufte, hatte eine junge Frau lieb und seinen einzigen kleinen Buben von sechs Jahren, den Isidor.

In dem Spiegel sah er schreiende Männer und Weiber durch den Keller stürmen, Messer aufblitzen, Durcheinander von Kleidern und Eisen, einen Vater, aus dessen Hals rote Bäche sprangen, eine Mutter, die man niederschlug, eine grosse Pistole, die er, der Bub, der Isidor, abschoss — und dann Flammen — Flammen —

In dem Spiegel sah er sich und seine Mutter auf der Flucht. Sah Grenzpfähle, sah ein armseliges deutsch-polnisches Nest, eine niedrige

nach kein Hauss gantz abgebrandt — wenn der fatale Gedanke (den sich niemand ausreden liesse) die Frantzosen würden plündern — nicht die Oberhandt behalten hätte — das war das unglück von der Judengasse — denn da war alles ausgeräumt — beynahe kein lebendiges wessen drinnen — der Unsinn ging so weit, dass sie vor die lehren Häusser grosse Schlösser legten. Da es nun anfing zu brennen, so konte erstlich niemandt als mit Gewalt in die zugeschlossenen Häusser."

Am 3. September wurden die Franzosen durch die Oesterreicher unter Erzherzog Karl bei Amberg und später bei Würzburg vollständig geschlagen und mussten infolgedessen am 8. September die Stadt räumen.

17. September 1796.

„Wir sind nun wieder in Kayserlichen Händen — Gott gebe, dass wir biss zum Frieden drinnen bleiben! Den die Sieben wochen war Odem holen unter Henkers Hand — Tagtäglich lebte man in Angst vor warten der Dinge die noch kommen konten. Der 7te September war mir gantz besonders ängstlich — auf dem grossen platz den ich jetzt übersehen kan — bemerckte ich verschiedenes das mir gar nicht behagte — Ich danckte Gott wie die Nacht herbey kam. denn da wards ruhig — den 8ten früh um 5 uhr stunde ich auf und sahe zu meiner unaussprechlichen Freude unsere Franckfurther Soldaten auf der Hauptwache — meinen Augen nicht trauend holte ich meine Lorgnette und sie gingen mit Stöcken (denn die Gewähre hatten die F. alle mitgenommen) auf und nieder — was ich da empfand lässt sich nicht beschreiben — dass ich Gott hertzlich danckte versteht sich wohl von selbst — und des Abens unsern Zapfenstreich wieder zu hören war mir lieblicher als eine Oper von Mozart. So weit wären wir nun wieder — Gott! wird ferner durchhelfen."

Am 2. Dezember 1796 wurde die Stadt für neutral erklärt und die Geiseln zurückgeschickt, da die Stadt nochmals drei Millionen Franken dem Direktorium in Paris erlegt hatte; es folgt am 18. April 1797 der Friede von Leoben, der in Frankfurt noch ein kleines kriegerisches Nachspiel hatte. Die Kaiserlichen hielten die Stadt mit wenig Truppen; die Franzosen waren in der Nähe; man glaubte, dass es wegen der Neutralität nicht zu Feindseligkeiten in der Stadt kommen würde. In diesem Augenblick, am 22. April, kommt die Nachricht vom Frieden.

2. Juni 1797.

„Senator Milius brachte schon am 2ten December voriges Jahres vom Nationahl Confent die Neutralität vor unsere Stadt von Paris (wo Er sich 6 Wochen aufgehalten hatte) mit — die Declaration vom Confent war vortrefflich zu unsern gunsten abgefasst besonders wurden wir über den letzten Rückzug vom 8ten September 1796 sehr gelobt und gepriessen — wer hätte da nicht ruhig seyn sollen? Das waren wir auch — kein Mensch emigrirte — niemand schickte etwas weg — die meisten Messfremden (besonders die Silberhändler von Augsspurg) hatten ihre Buten ofen und blieben ruhig hir — die Frantzosen waren nahe an der Stadt — wir erwarteten sie in einer Stunde — die Kayserlichen waren zu schwach um sich zu halten — wir sind Neutrahl erklährt — also ist von keinem Bompatemant die Rede — genung ich kuckte zum Fenster hinaus und wolte sie ankommen sehen — das war Mittags um 2 Uhr — aufeinmahl kommt die Fritz Metzlern mit Sturm auf meine Stube ruft schir auser Odem Räthin es ist Friede! Der Commandant von Milius hat einen Courir vom Bononaparte — es ist ein Jubel — Gott befohlen ich muss weiter die gute Nachricht verbreiten usw. Gleich darauf kommt der Burgemeister Schweitzer — und Syndicus Seger in einer Kusche um ins Frantzöische Lager zum le Fober zu fahren und Ihm zu gratuliren — wie Sie an die Hauptwache kommen — werden Sie von den Bürgern umringt die Kusche muss stillhalten — Sie versichern die gute Nachricht vom Frieden — Alt und Jung schwingt die Hüte ruft Vivat es ist ein Jubel der unaussprechlich war — wem in aller Welt fält es jetzt ein an Unglück zu denken!! Keine 6 Minuten nach dieser unbeschreiblichen Freude, kommt die Kayserliche Cavaleri zum Bockenheimerthor herein gesprengt (so etwas muss mann gesehen haben beschreiben lässt sichs nicht) der eine ohne Hut — dort ein Pferd ohne Reuter — und so den Bauch auf der Erde gings die Zeile hinunter — auch hörte mann schissen — alles gerithe in Erstaunen was ist das vor ein Friede so rief immer eins dem andern zu — nun zu unserer Errettung. Ein Kayserlicher Leutenant hatte (und zwar ohne Order) die Gegenwart des Geistes im wehrender galopate den Gattern am Thor zu und die Zugbrücke auf zuziehen — ohngeachtet noch nicht alle Kayserliche in der Stadt waren — das war nun unser Glück, denn wären die Frantzosen nachgestürmt; so wäre die Masacker in der Stadt lossgegangen — und hätte ein Burger sich der Sache angenommen; so war Plünderung und aller Greuel da — und am Ende hätte es geheissen wir hätten die Neutralität gebrochen — die Frantzosen Tod geschlagen usw. Burgemeister Schweitzer und Seeger wurden geplündert le Feber wolte durchaus nicht glauben dass Friede wäre — Er hätte noch keinen Courir — von unserer Neutralität wüsste Er kein wort — Endlich überredete der Kayserlich Commandant den Generahl le Feber mit in die Stadt zu kommen — versicherte auf sein Ehren wort — dass Friede wäre und dass freylich der Courir nicht bey allen Generahls zugleich ankommen könte — darauf ging Er mit — der Burgemeister Schweitzer auch und mehrere vom Magisterath gingen alles in Römischen Kayser trancken — und alles endigte sich zu unserm Glück. Dem braven Leutenant — und dem Wirth im weissen Lamm in Augsburg haben wir also unsere Rettung zu dancken — der erste macht das Thor ohne Order zu haben zu — der andre weisst dem Courir einen kürtzern Weg nach Franckfurth er kommt auf diesem weg 6 Stunden früher — Gott hat wohl schon durch geringe Mittel aus grossen Nöthen geholfen — und solte mein Glaube an die Ewige Vorsehung wieder einmahl schwach werden — so will ich mir zurufen: denke an den 22ten April. Die Frantzosen sind jetzt täglich (weil sie noch in der nähe liegen) in unserer Stadt — besuchen fleissig das Schauspiel —"

Wenige Wochen nach dem letzten in der Briefsammlung enthaltenen, vom 1. Juli 1808 datierten Schreiben der Frau Rat an ihre Schwiegertochter Christiane fing die rüstige Greisin zu kränkeln an und im September 1808 starb sie, ohne zu klagen, sozusagen, so aufrecht und tapfer, wie sie gelebt. An ihrem letzten Tage traf sie Vorsorge für den Sarg, das Leichenbegängnis und das Totenmahl, für das sie sich bei den Mägden die ihr stets unliebsame Knauserei verbat.

In einem Briefe an Zelter nennt Goethe sie eine Frau, die, in alttestamentlicher Gottesfurcht, ein tüchtiges Leben voll Zuversicht auf den unwandelbaren Volks- und Familiengott zubrachte . . .

Zärtlicher klingen die Worte, die Goethe wenige Wochen nach dem Tode der Mutter an Luise Nicolovius, die Tochter Corneliens schrieb: „Unsere gute Mutter hat uns immer noch zu früh verlassen: doch können wir uns dadurch beruhigen, dass sie ein heiteres Alter gelebt und dass sie sich durch den Drang der Zeiten selbständig durchgehalten hat . . ."

Mit diesem Worte „durchhalten", das uns heute so zeitgemäss klingt und das auch für uns „im Drang der Zeiten" sittliche Pflicht und Gebot der Klugheit bedeutet, wollen wir schliessen.

Kate, eine Nähmaschine, die immer surrte, und sah die Dunkelhaarige, Dunkelgewandete nähen immerzu, immerzu . . . Viele, viele Jahre lang —

In dem Spiegel sah er endlich sich selbst, wie er — gross geworden — seinen eigenen Laden besass, herum hantierte, kaufte, verkaufte, eine Mutter lieb hatte und seltsame Träume spann . . . Träume von Helden, Rittern, Rächern — Doch kein Hund bellte und biss.

Aber nun, vor kaum zweimal dreissig Tagen, hatte ein anderes wildes Tier sein Dorf durchrast, hatte Sturm geheult, Tod geheult, Rache geheult — dessen Name hiess Krieg!

Der Isidor war nicht davor erschrocken.

„Hörst du, Mutter," hatte er gejauchzt, „der Tag der Vergeltung ist gekommen!"

„Welcher Vergeltung? Gegen welche?"

„Gegen sie, die den Vater geschlachtet und den Gott unseres Volkes bespien! Ich will hingehn, nun sie zu bespein und in ihrem Blute zu waten!"

„Bleibe zu Hause, mein Gold! Geh nicht mit denen, die anders sind als wir — trotz allem . . ."

„Ich will. Ich muss . . .!"

„Wir sind nicht gemacht, Feinde zu töten, wir sind keine Krieger und Helden, wir! Du so wenig wie deine Brüder und Ahnen —"

Er aber hatte das Heilige Buch vor sie hingelegt und ihr die Helden Israels gezeigt, einen Judas Makkabi, und David, und Johannes Hyrkanus, und Bar Kochba und viele andere; und war in den Krieg gezogen, mutig und mannhaft wie sie alle. Ob er gleich keine kräftige Brust aufwies und nur eine grosse komische Nase und diese grausam widerspenstigen, flachsohligen Füsse . . .

Ach, diese Füsse! Statt ihn zu Wunden und Siegen zu tragen, hatten sie ihm nur Blasen und Nachhutmärsche gebracht, und gaben ihn nun hier dem Spott, der Geringschätzung preis statt dem Ruhm und der Rache!

Er verwünschte sie, als wären sie seine bittersten Feinde. Er beneidete jeden seiner Kameraden, der gesunde Glieder hatte, ja selbst jeden, der sie in Weh und Wunden besass. Zeugte doch ihr Leiden für ihren Mut! Schlug doch der Lorbeer über ihrem Lager die Zweige zu Kronen zusammen.

Während diese Lorbeergekrönten um Tabak und gute Dinge nach Hause schrieben — froh, dazuliegen — von zarten Händen verhätschelt — richtete er seltsame Worte der Sehnsucht an seine Mutter:

„Meine Füsse sind schuld," hiess es einmal darin, „dass ich hier liege. Der Arzt sagt, ich werde lange bleiben müssen. Aber der Kaiser sagte, wenn die Blätter fallen, werde der Krieg zu Ende sein. Deshalb kann ich nicht warten. Ich muss schnell hinaus. Lieben Mutter, hoffentlich bleibt noch eine Kugel für mich übrig . . ."

Drei Tage später stand der junge Musketier zum erstenmal auf seinen Beinen. Am Morgen nachher meldete er sich zum Ausgang.

„Darf ich mir die Stadt ansehn, Herr Arzt? Meine Füsse sind geheilt."

Der Doktor gab die Erlaubnis: aber gehn Sie' nicht zu stramm spazieren, Musketier Goldstein, sonst nimmt Sie irgendein Feldwebel gleich wieder mit in den Krieg."

Trotzdem zog der Isidor seine ganze Montur an, bis auf Seitengewehr und Tornister, und ging geradewegs zum Bahnhof. Truppen wurden einparkiert, unter die er sich mischen konnte: als man ihn im Lazarett vermisste, rollte er schon auf den Schienen. Rollte, lächelte still vor sich hin und spürte nicht einmal an einem Ohrenklingen, was sie im kleinen Gartenpavillon währenddem über ihn sagten: Ausgerissen sei er, der Feigling. Versteckt halten werde er sich irgendwo. Nach der Schweiz könne er geflohen sein. Einige Gras-wachsen-Hörer meinten sogar, er sei ein russischer Spion gewesen.

*

Inzwischen fielen die Blätter — fielen die Menschen . . . Die Lücke, die Isidors Flucht gerissen, war längst zehnmal gefüllt worden. Eben kam wieder ein neuer Transport. War nicht ein nebliger, kalter Novembertag? Raschelten nicht braune Blätter auf den Wegen des Lazarettgartens? Schrien nicht Krähen auf dem Dachreiter der Hauskapelle?

Die Sanitäter trugen wieder ihre Maskenbündel herein. Eine wunderlich grosse, schneeweisse Nase ragte aus einem der Bündel. Man bettete sie in den Gartenpavillon, und als die Schwestern und Aerzte herantraten mit der Frage: „Wo sind Sie verwundet?" blieben ihnen die Worte fast in der Kehle, so überraschte sie das Wiedersehen . . . „Der Isidor Goldstein, der uns damals durchgegangen ist . . ."

In diesem Augenblick schlug die weisse Maske, die zu der grossen Nase gehörte, die Lider auf, und ein Strahl von so überlegenem Stolzsein brannte in den dunkeln Pupillen, dass niemand mehr darin die scheuen Augen des kleinen Juden erkannt hätte. Sogar zu lächeln versuchte das blasse Gesicht, während die dünnen, wächsernen Finger statt aller Antwort nach abwärts wiesen.

Die alten, dummen Plattfüsse!? dachte der Doktor und streifte die Decke zurück.

Auf dem grauen Linnen aber lagen nur zwei bindenumwickelte, abgeschossene Stümpfe . . .

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Erwin Engel. Drukarnia Ludowa in Krakau.

Verschiedenes.

ok. **Eine merkwürdige Osterfeier in Rumänien.** In Rumänien ist es Brauch, dass der König in der Osternacht die Kasernen besucht. Wenn andere Sterbliche der rumänischen Landessitte gemäss nach der Auferstehungsfeier in der Nacht vom Ostersamstag zum Ostersonntag sich zu Tisch setzen, um gegen 3 Uhr des Morgens bei Speis' und Trank sich's gemütlich sein zu lassen, so kann der König allein nicht solch behaglicher Osterfeier sich hingeben. Er muss mit der brennenden Osterkerze von der Kirche zu den Soldaten. Eine Kaserne nach der anderen besucht er in der Osternacht und eröffnet nach langem Fasten persönlich die erste fette Mahlzeit seiner Soldaten. Dabei wird dann das rumänische Eierspiel auch erprobt. Jeder Soldat erhält zwei bunte Ostereier, der König auch, und dann wird durch Aneinanderkippen die Härte der Schalen erprobt. Wer die Schale bricht, muss das Ei abgeben. Trotz der grossen Strapazen, die dieser Brauch für den König mit sich bringt, hat der verstorbene König Karl bis ins hohe Alter hinein daran festgehalten.

Theater, Literatur und Kunst.

Deutsche Theatervorstellungen in Krakau.

Wie wir vernehmen, beabsichtigt die Direktion des Stadttheaters in Teschen in nächster Zeit, u. zw. voraussichtlich anfangs Mai eine Reihe von beiläufig 8 bis 10 Vorstellungen im Apollotheater zu veranstalten. Diese Nachricht dürfte jedenfalls allenthalben mit besonderem Vergnügen aufgenommen werden, da es in diesen schweren Zeitläuften umso mehr angezeigt ist, auch hie und da eine Ablenkung oder Zerstreuung zu suchen. Die uns in Aussicht gestellten Darbietungen sind, wie besonders hervorgehoben werden soll, Theateraufführungen, die den mitunter zweifelhaften Vorführungen sogenannter Variété-Ensembles u. dgl. nicht etwa gleichzustellen sind. Das Stadttheater in Teschen erfreut sich in künstlerischer Beziehung eines guten Rufes und so sind genussreiche Theaterabende zu erwarten. Jedenfalls wird sich für dieses Gastspiel ein besonderes Interesse unseres Publikums, das schon so lange deutscher Theatervorstellungen entbehrt hat, kundgeben und dies umso mehr, als nur durchwegs Neuheiten zur Aufführung gelangen werden. Aus dem Novitätenprogramm sind besonders erwähnenswert: „Der Himmel auf Erden", „Die schwebende Jungfrau", „Herrschaftlicher Diener gesucht", „Die grosse Leidenschaft", „Onkel Bernhard", „777:10", „Die Schiffbrüchigen" usw. Die näheren Daten über dieses Gastspiel werden wir in der nächsten Zeit veröffentlichen.

Don Miguel der Cervantes Saavedra.

(Zum 300. Todestage des Dichters am 23. April.)

Ein Abenteurer und einer der ganz Grossen der Weltliteratur — das scheint schlecht zusammenzustimmen und trifft doch bei Cervantes zu. Welch seltsam bewegtes Leben hatte dieser Mann hinter sich, als er, 57 Jahre alt, 1604 den ersten Teil seines „Don Quijote" erscheinen liess! Der Sohn eines unbegüterten Wundarztes aus Alcala, verfasste er schon als Schüler mancherlei Gelegenheitsgedichte, durch die er die Aufmerksamkeit eines Lehrers erregte, der ihn dem Kardinal Aquaviva empfahl. Dieser nun nahm ihn, wohl als Kammerdiener oder Sekretär, mit nach Italien. Aber länger als ein Jahr hielt es Cervantes in dieser Stellung nicht aus; dann trat er als einfacher Soldat in das Heer ein, das gegen die Türken gesammelt wurde. Krank lag er, als es zur grossen Schlacht bei Lepanto kam; da schüttelte er das Fieber ab, kämpfte tapfer, wurde von zwei Kugeln in die Brust getroffen und büsste seine linke Hand ein. Die Verwundungen hinderten ihn nicht, noch fünf Jahre an kriegerischen Unternehmungen teilzunehmen. Als er dann den Abschied nahm, wurden ihm von Juan d'Austria und dem Herzog von Sessa prunkvolle Empfehlungsschreiben eingehändigt, die ihm, statt zum Heile, zum Unglück dienten. Denn bei der Rückfahrt nach Spanien geriet er in die Hände algerischer Seeräuber, die durch jene Dokumente in den Glauben versetzt wurden, einen höchst vornehmen Gefangenen erwischt zu haben, mit dem man ein besonders hohes Lösegeld erpressen könne. Fast fünf Jahre war Cervantes gefangen, bevor ihn seine Angehörigen mit einer grossen Summe loskaufen konnten. Mehrere Fluchtversuche misslangen; auch sein verwegener Plan, mit den anderen Kriegsgefangenen sich der Stadt Algier zu bemächtigen, schlug infolge Verrats fehl. Nach der Heimkehr schrieb Cervantes einen Roman „Galatea", der nie fertig wurde. Ende 1584 heiratete er; doch hielt es der unruhige Mann in dem Dorf seiner Frau nicht lange aus. Er liess sich als Kriegsbeschädigter eine Art Zivilversorgung geben und ging im Auftrage des Königs nach Südspanien, um dort Getreide und Oel einzutreiben für die gegen England auszurüstende Flotte. Bald danach hatte er an der Spitze von Gerichtsvollziehern rückständige Steuern einzuziehen. Bei diesen Geschäften hat er wohl zu viel auch an sich selbst gedacht; denn dreimal musste er ins Gefängnis wandern. In dieser unfreiwilligen Musse nun gewannen die köstlichen Gestalten Don Quijotes und Sanjo Pansas ihr Leben für die Ewigkeit. Gerade als der erste Teil des Buches, das sogleich das grösste Aufsehen erregte, erschienen war, wurde Cervantes noch einmal festgesetzt, weil er in eine höchst bedenkliche, nie ganz aufgehellte Sache verwickelt war. Der zweite Teil des Meisterwerkes wäre wahrscheinlich ungeschrieben geblieben, wenn nicht ein anderer eine falsche Fortsetzung veröffentlicht hätte. Da fühlte sich der Dichter, der inzwischen seine zwölf „Musternovellen" herausgegeben hatte, doch genötigt, das Buch zu Ende zu führen. Eine Reihe von Dramen und Zwischenspielen, sowie Gedichten hat Cervantes ausserdem verfasst. Sein Roman „Die Leiden des Persiles und der Sigismunda" ist erst nach seinem Tode erschienen; ins Deutsche hat ihn Ludwig Tiecks Tochter Dorothea übertragen, während wir diesem Dichter selbst eine vortreffliche Uebersetzung des „Don Quijote" verdanken. *ok.*

Vor einem Jahre.

23. April. An der Karpathenfront vereinzelt Geschützkämpfe. — Sonst Ruhe im Osten. — Die Orte Langemarck, Steenstrate, Het Sas und Pilkom bei Ypern wurden von den Deutschen genommen. — Zwischen Maas und Mosel heftige Artilleriekämpfe.

FINANZ und HANDEL.

Subskriptionen für die IV. österreichische Kriegsanleihe übernimmt Bank- und Speditionshaus W. Bujanski, Inhaber Maximilian Haubenstock, Krakau, Hotel de Dresde, Telephon Nr. 19.

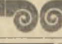
Offizieller Marktbericht der Stadt Wien. (20. April.) Auf dem heutigen Jung- und Stechviehmarkte waren im Vergleiche zum Donnerstagmarkte der Vorwoche um 719 Kälber und 787 Schweine mehr zugeführt. Gegen den korrespondierenden Markt des Vorjahres wurden 1815 Kälber, 2807 Weidner Schweine, 69 Weidner Schafe und 2721 Lämmer weniger zugeführt. Bei sehr lebhaftem Geschäftsverkehre wurden alle Kälbersorten um 40 Heller, Weidner Fleischschweine um 10 bis 20 Heller, Weidner Fettschweine um 20 bis 30 Heller, Lämmer um 40 bis 50 Heller per Kilogramm teurer als in der Vorwoche gehandelt. In Weidner Schafen war der Verkehr nicht nennenswert. Auf dem Borstenviehmarkte war die Preislage vom letzten Dienstag massgebend.

Auf dem heutigen Rindermarkte war die Preislage vom letzten Montag massgebend.

Spielplan des städtischen Volks-Theaters:

Sonntag, den 23. d. M. nachmittags: „Der Vogelhändler". — Abends: „Ein Sommernachtstraum".
Montag, den 24. d. M. nachmittags: „Ein lustiger Skandal". — Abends: „Maria Stuart".
Dienstag, den 25. d. M.: „Geisha", Operette in drei Akten.
Mittwoch, den 26. d. M.: „Geisha", Operette in drei Akten.
Donnerstag, den 27. d. M.: „Geisha", Operette in drei Akten.
Freitag, den 28. d. M.: „Geisha", Operette in drei Akten.





Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Erwin Engel. Drukarnia Ludowa in Krakau.